
ARMEE
Rundschau
HEFT 9 • SEPTEMBER 1964 • PREIS MDN 1,-
Magazin des Soldaten

Ortsbiwak



In jeder Unterkunft ist einer der dort untergebrachten Armeeangehörigen als Verantwortlicher einzuteilen, der für das Verhalten der übrigen Armeeangehörigen, die innere Ordnung ... verantwortlich ist. (Aus der DV 10/3, Abschnitt IX, Unterbringung in Ortschaften, Absatz 246)

„Und wer von Ihnen übernimmt die Verantwortung?“ *Zeichnung: Kurt Klamann*

Unterleutnant Pahlitzsch fragt: Warum werden von bestimmten Waffen unserer Armee keine taktisch-technischen Daten veröffentlicht, wie es in den NATO-Armeen üblich ist?

OBERST RICHTER antwortet

Sie haben nicht ganz recht: In westlichen Veröffentlichungen hat es nur den Anschein, als wäre das so.
Folgende Überlegung müssen Sie aber voranstellen: Das Veröffentlichen spekulativer oder echter taktisch-technischer Daten gehört im imperialistischen Lager zur Politik des kalten Krieges. Wer den Krieg im Sinne der These „... Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" bejaht, wird ihn auch propagieren, auch mit taktisch-technischen Daten. Im besonderen demonstrieren sie ihre Kriegstechnik, um mit der Waffenproduktion ein gewinnbringendes Geschäft zu machen und um mit ihrer Stärke zu drohen, zu locken und zu erpressen.
Dabei sind die in zahlreichen Publikationsmitteln zur Schau gestellten allgemeinen, technischen oder Leistungswerte oft nur Reklame, es sind Verschleierungs- oder Wunschwerte. Da kommt in der Propaganda die Vielzahl der Waffentypen – eine wichtige NATO-Schwäche – als Stärke heraus. Da werden einmalige Gipfelleistungen als Normwerte und Probemuster als Serienfertigungen ausgegeben. Das Reißbrett ist geduldig, und niemand kann es nachprüfen.
Die sozialistischen Staaten lehnen eine solche Politik der Stärke, des Waffengerassels und der Prahlerei ab. Wenn sie traditionellerweise oder aus politischer Gegebenheit heraus mit ihrer Waffentechnik an die Öffentlichkeit treten, dann aus zwei Gründen: um das Vertrauen der Werktätigen zu rechtfertigen und um den Kriegsbrandstiftern die Grenzen und Perspektiven eines möglichen Kriegsabenteuers zu zeigen.
Die ganze Welt weiß, daß die Sowjetarmee in der Waffentechnik führend ist. Ein Teil dieser Technik ist auch in unseren Händen. Mögen die Imperialisten spekulieren – wir haben keine Ursache, unsere Kenntnisse preiszugeben oder sie ihnen noch zu bestätigen. Dazu sind wir als gleichberechtigter Partner im Warschauer Vertrag sogar direkt verpflichtet.
Im übrigen ist besonders im modernen Krieg nicht die Veröffentlichung taktisch-technischer Daten, sondern ihr Geheimnis die Grundlage des Überraschungsmomentes.

Soldat Beierle fragt: Weshalb die Pedanterie mit der Kragenbinde? Was hat das mit der Erhöhung der Gefechtsbereitschaft zu tun?

Tatsächlich, Generationen Uniformierter haben sich lahmgescheuert an dieser Staub- und Schweißfalle. Aber darum geht es Ihnen offenbar gar nicht. Die Einsicht in ihre Zweckmäßigkeit haben Sie schon – bloß diese Pedanterie mit ihrer Sauberkeit! Dieses ständige „Haben Sie Trauer?", „Ihre Kragenbinde verdunkelt ja die ganze Gegend!" Solche mehr oder weniger geistvollen Bemerkungen kosten Nerven. Da könnte einem tatsächlich die Kragenbinde platzen.
Kurz und gut, Sie schrubben mit Fewa und schrubben mit Ata – und das alles im Zeitalter der Waschmaschinen und des Chemieprogramms. Bis eines Tages einer kommt und sagt: „Genossen, was bei dem Politiker die weiße Weste, ist bei dem Soldaten die weiße Kragenbinde!" Und er erzählt noch vieles. Am Ende haben Sie eines sicher begriffen, nämlich daß es sich vor allem um die große Pedanterie beim Pflegen und Warten all der „Kleinigkeiten" handelt, die einem hochmodernen Soldaten außer besagter Kragenbinde noch anvertraut sind. Damit diese stets einsatzbereit sind und auch funktionieren, wenn sie mal benötigt werden. Das ermutigt mich zu der alten Spruchweisheit: „Zeigt mir eure Kragenbinden, und ich will euch sagen, wie es um eure Gefechtsbereitschaft bestellt ist!"
Was aber die wissenschaftlich-technische Revolution im Militärwesen angeht, so hoffe ich fest, daß vielleicht doch mal was erfunden wird, was die interkontinentale Rakete in den Schatten stellt: in den Schatten einer schnell zu reinigenden, kurz: einer aus Chemiefasern gefertigten Kragenbinde.

Ihr Oberst

Richter

Ihr großes Spiel

Meine Freunde und ich, wir fuhren mit unseren Fahrrädern zu einem Fußballplatz. Es war ziemlich warm, und wir verloren die Lust am Spiel. Da kam eine Mannschaft der Sowjetarmee zu uns. Ob wir nicht Lust hätten, gegen sie zu spielen? Weil wir noch Schüler sind, durften wir mit zwei Spielern mehr spielen. Wir stürmten unaufhörlich auf das Tor der sowjetischen Mannschaft, aber leider stürmten auch die sowjetischen Spieler. Es war ein wunderbares Spiel, trotzdem wir 3 : 0 verloren. Noch viele Tage danach sprachen wir von dieser Begegnung mit den Freunden aus der Sowjetunion.



Gerd Pritschow, Berlin

Fahrerlaubnis: Klasse Panzer

Muß man die Fahrerlaubnis 5 besitzen, wenn man Panzerfahrer werden will?

Rolf Spörl

Die Klasse V ist nicht unbedingte Voraussetzung, da der Panzerfahrer eine besondere Fahrerlaubnis erwerben muß. Allerdings sind ihm berufliche Kenntnisse über Motoren oder ein anderer Metallarbeiterberuf oder Fahrpraxis mit LKWs und Traktoren sehr von Nutzen.

Wer zuerst kam . . .

Auf unserer Dienststelle hatten wir ein Armee-Rundschau-Abonnement. Sobald der Termin des Erscheinens heranrückte, umschlichen einzelne Genossen die Briefträgerin. Wer zuerst kam, der mahlte bzw. las zuerst. Den Dienststellenleiter im 2. Stock erreichte sie nie. Eines Tages platzte ihm der Kragen und er bestellte sie kurzerhand ab. Ich weiß, daß einige Genossen der „AR" die Treue nun auf eigene Kosten hielten.



Günter Striegler, Berlin-Pankow

Urlaub muß man haben

Kann mein Mann während seines Urlaubes unser Fahrzeug fahren?

Jutta Fester, Großbreitenbach

Armeeangehörige im Grundwehrdienst dürfen kein Privat-Kfz. zum Dienstort mitbringen. Natürlich ist ihnen im Urlaub die Benutzung des Privat-Kfz. gestattet.

„Schaufensterbummel"

(Zur Umfrage: „Unter den Offizieren aber über den Soldaten")

Warum übersehen viele männliche Soldaten und Unteroffiziere ihre Genossinnen, die die gleiche Uniform wie sie tragen? Wie interessiert werden plötzlich Schaufenster betrachtet, auch wenn sie nur mit Kochtöpfen dekoriert sind. Liebe Genossen! Achtet ihr so die Frauen? Wie wärs, wenn ihr eine Wendung um 180 Grad macht?

Stabsfeldwebel Leonore Bunk, Neubrandenburg

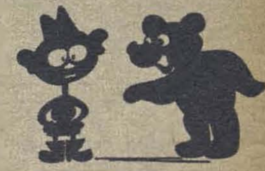
Neue Seiten

Die „AR" könnte noch ein paar Seiten mehr haben.
Karl-Heinz Voigtländer, Brandis

Die „AR" wird noch ein paar Seiten mehr haben, ab Januar. Näheres darüber im Heft 10.

Was dem Indianer recht ist . . .

Es gibt recht ordentliches, aber leider auch noch weniger ansprechendes militärisches Spielzeug. Da führt man Soldaten von völlig häßlichem und unproportioniertem Aussehen. Einige Indianer und Trapper aus Plastematerial werden doch in einer ausgezeichneten Qualität hergestellt! Und noch eine Überlegung: Warum gibt es nicht auch Soldaten aus den übrigen Ländern des Warschauer Vertrages?
D. Wilhelm, Zimmern



Vignetten: Arndt

Sie hat klug reden!

Ich lese die AR auch sehr gern, weil sie sehr vielseitig ist und mir stets ein Helfer bei Diskussionen mit meinem Freund ist, der auch bei der Armee dient. Welches Mädchen möchte nicht mitreden, wenn es um solche Themen geht?

E. S., Hizow (Mecklenburg)

„Waffengattung" Hundeführer

Welche Aufgaben hat ein Hundeführer?

Walter Münz, Doberschutz

Bei den Grenztruppen unterscheidet man folgende Diensthundeführer:

1. Schutzhundführer. Die Spezialausbildung erfolgt in den Grenzkompanien.

2. Fährtenhundführer. Dazu ist eine mindestens

dreijährige Dienstzeit erforderlich. Die Spezialausbildung erfolgt auf einem Lehrgang, wenn der Soldat sich als Schutzhundführer bewährt hat.

3. Diensthundstaffelführer. Sie werden aus der Gruppe der Fährtenhundführer herangebildet. Bei guter Qualifizierung können Klassifizierungsabzeichen in drei Stufen erworben werden.

Außer Form

Bei den letzten Meisterschaften wurde ich unglücklich mit den Spikes getreten. Nun liege ich die 3. Woche im Med.-Punkt. Viele Erfolge haben wir für das Regiment geholt. Jetzt scheint man mich aber vergessen zu haben. Ist man als kranker Soldat vom Kollektiv der Truppe ausgeschlossen? Bisher hat sich keiner von den Offizieren, die sich vor den Starts immer nach meiner Form erkundigt haben, hier sehen lassen.

Soldat E. Fengler, Eggesin

Offenbar sind diese Offiziere auch außer Form!

Schlägt nicht dem Faß den Boden aus

Welche Wirkung hat eine ins Wasser geschossene MPi-Salve? Wie groß ist die Schußweite eines modernen Panzers? Wie weit reicht eine interkontinentale Rakete?

Uwe Preidel, Rositz

Eine in ein mit Wasser gefülltes 1,5 Meter hohes Blechfaß gerichtete MPi-Salve vermag den Faßboden nicht mehr zu durchschlagen.
Die Schußweite eines modernen Panzers reicht bis 6000 Meter.
Die größte bisher bekannt gewordene Reichweite einer interkontinentalen Rakete, einer sowjetischen, liegt bei 13 000 km.

Quittiertes

Zur Kritik des Genossen Feldwebel Eichholz (8/64). Genosse Oberstleutnant Otto schreibt, daß es „in der Vergangenheit Tage gab, an denen die Qualität des Essens zu wünschen übrigließ". Durch bessere Kontrollen, Anleitung sowie Neuanschaffungen konnte eine Verbesserung erreicht werden. Etwaige Beschwerden sollen in Zukunft sofort und nicht erst Tage danach geäußert werden, weil sonst der genaue Sachverhalt nur noch schwer überprüfbar ist. Hauptmann Uhle schreibt, daß Genosse Eichholz einer extra gebildeten Untersuchungskommission bis heute noch keinen Fall einer unberechtigten Verleihung des Sportabzeichens nachweisen konnte.

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat gefreut und worüber haben Sie sich geärgert?", fragten wir den Unteroffiziersschüler Gerd Fernkäse, Sanitätsunteroffizier in spe beim Med.-Punkt der Einheit Wolter.

Mit einem heiteren



„Vor kurzem habe ich die Unteroffiziersschule beendet. Mit Erfolg, versteht sich. Anschließend ging's zum Praktikum. Ich hatte Glück und erwischte einen vorbildlich organisierten Med.-Punkt. Die Arbeit hat mir viel Spaß gemacht, weil man mir Verantwortung übertrug, mich selbständig arbeiten und Unterricht in den Kompanien halten ließ. Ich kam mir also nicht nutzlos vor und war nicht nur simpler Handreicher des Arztes oder des Feldschers. Mit einem Wort: Mir hat's gut gefallen."

und einem nassen



„Bald darauf kam ich in meine alte Einheit zurück. Es war an einem Sonntag. Kein Verantwortlicher da. Weil meine alte Stube inzwischen anders belegt worden war, hatte ich kein Bett. So schlief ich die erste Nacht im Behandlungszimmer. ‚Am Montag', dachte ich, ‚wird sich die Angelegenheit schon klären'. Leider hat sie sich bis heute noch nicht geklärt. Und immerhin sind seitdem schon ein paar Wochen vergangen. Langsam habe ich mich zu einem ‚nächtlichen Zugvogel' entwickelt — mal schlage ich mein Quartier im Alarmraum auf, mal im Schwesternzimmer, mal im Behandlungsraum. Meine Sachen liegen, in einem Postmietbehälter verstaut, zusammen mit Besen, Wischlappen und Bohnerwachs in der Abstellkammer. Denn einen eigenen Spind habe ich auch nicht. Hauptmann Neubert, unser Med.-Punkt-Leiter, hat zwar schon versucht, mir zu helfen, aber er kam auch nicht durch. Übrigens geht es außer mir noch vier anderen Genossen so. Es ist ein reiner Anachronismus: Wir Genossen des Sanitätspersonals, die ja eigentlich für die Einhaltung der Hygienevorschriften, für Sauberkeit und Ordnung in den Lebensbedingungen der Soldaten sorgen sollen, haben das Einfachste — ein eigenes Bett und einen eigenen Spind — selbst nicht. Wann wird sich das endlich mal ändern?"

Dasselbe fragt AR den Kommandeur der Einheit, Major Wolter.



Die Karpaten haben es in sich

Lebendige Vergangenheit
und traditionsgebundene Gegenwart
erlebte unser stellvertretender Chefredakteur
Hauptmann Hansjürgen Usczeck
in der ČSSR bei seinen



Das war an einem sonnigen Frühlingsnachmittag auf dem Altstädter Ring in Prag. Wie viele Touristen, warten wir geduldig auf die Vollendung der Stunde. Denn dann werden sich die Figuren der kostbaren alten Uhr, die immer wieder Erstaunen und Entzücken erweckt, in Bewegung setzen.

Plötzlich stößt mich mein Begleiter an und deutet auf einen schlanken, sportlich gekleideten Mann, der gemächlich vorübergeht. „Das ist Tesařik“, sagt er.

Wer ist Tesařik? Ehrlich, für mich war das kein Begriff. Ein Künstler, ein bekannter Fußballtrainer vielleicht?

Zbynek beginnt zu erzählen, und wir vergessen völlig die kunstvolle Uhr. Die Zeit läuft rückwärts, fast zwanzig Jahre, bis zum 22. September 1944.

Die Soldaten des 1. Tschechoslowakischen Korps standen in schweren und blutigen Kämpfen. Tausende Kilometer lagen hinter ihnen, nur noch wenige trennten sie von der Grenze ihrer Heimat. Von der Wolga waren sie gekommen, nun hatten sie die Karpaten erreicht, lag vor ihnen der Dukla-Paß.

Nur noch wenige Schritte bis zur Grenze, aber was für Schritte. Hier hatten sich die Faschisten mit Zähnen und Klauen in die Erde gekrallt. Stellung folgte auf Stellung. Hatte man die eine erobert, drohte von der nächsten Höhe eine neue, noch stärkere. So auch von der Höhe 694, einem der Schlüsselpunkte für den Durchbruch. Die Höhe glich einer unzugänglichen Festung. Minenfelder sperrten die Zugänge; Betonbunker, Panzerkuppeln, Geschütze, eingegrabene Panzer drohten mit Feuer und Tod. Vor der Höhe eine ebene Fläche, keine Deckung. Eine Zone, deren Betreten Untergang bedeutete.

Angriff der Schützen? Unmöglich! Man

hätte sie wie die Hasen abgeknallt; jeder Ansturm wäre nach kurzem Aufbäumen zusammengebrochen. Aber die Höhe mußte genommen werden, und die Soldaten mußten vorwärts, über die Karpaten, in die Slowakei. Dort hatten sich ihre Brüder gegen die faschistischen Henker erhoben, loderte das Land um Baňská Bystrica, floß das Blut der Patrioten. Die tschechoslowakischen Soldaten und die sowjetischen Truppen waren zum Angriff angetreten, um ihnen zu helfen. Und sie mußten über die Berge, koste es, was es wolle. Der Befehlshaber der Front, Marschall Konew, hatte nur das ausgedrückt, was alle fühlten: „Entweder überschreiten wir die Karpaten oder wir bedecken sie mit unseren Leibern." Hier aber lagen sie nun vor der feuerspeienden Höhe fest. Nur die Panzer konnten helfen. Und sie griffen an, in schwierigem Gelände, gegen eine Steigung von über 30 Grad. Unbeirrt führte Oberleutnant Tesařik seine Einheit vorwärts, durch das wütende Abwehrfeuer der Faschisten. Wenn es einer schafft, dann Tesařik, dem schon nach der Schlacht um Kiew der Titel „Held der Sowjetunion" verliehen wurde.

Aber ob sie es schaffen, die von der Panzerbrigade? Ein Panzer nach dem anderen flammt auf, bleibt mit zerschossenen Ketten liegen. Die anderen rollen vorwärts, die Höhe hinauf, den



Gipfel erreichen zwei. Doch sie haben es durch ihren Sturmlauf den Schützen ermöglicht, den Gegner zu umgehen.

Das ist nun ein Stück Geschichte, aber doch auch lebendige Wirklichkeit. Ich spreche mit General Ludvik Svoboda, der in jenen schweren Septembertagen den Befehl über das 1. Tschechoslowakische Korps übernahm. Deutlich steht ihm und den anderen anwesenden Teilnehmern der Kämpfe noch das erregende Geschehen vor Augen. Und sie erzählen. Von den schweren letzten sechsunddreißig Kilometern bis zur Grenze, für die das Korps noch zwei Wochen brauchte; Meter um Meter, Höhenzug um Höhenzug dem Gegner entreißend. Von jenen Aufklärern, die in den Morgenstunden des 6. Oktober als erste die tschechoslowakische Staatsgrenze erreichten und dort eine provisorisch aus Papier gefertigte Staatsflagge anbrachten. General Svoboda erinnert sich deutscher Antifaschisten, die in den Reihen der tschechoslowakischen Einheiten kämpften. Mit einem von ihnen steht er heute noch in Briefwechsel. Das war ein Mann, der illegal gegen die Hitlerokkupation kämpfte. Auf seinen Kopf setzte die Gestapo 20 000 RM aus. Er entkam den Faschisten und marschierte mit den Soldaten des 1. Bataillons kämpfend bis nach Prag.

Und wieder liegt die Verbindung zur Gegenwart auf der Hand. Ein Gruß des

Die Panzerbrigade war immer vorn

Genossen Svoboda an die jungen Soldaten der Nationalen Volksarmee macht sie deutlich. In uns sieht er seine Waffenbrüder, Kämpfer gegen den Feind, den er bei Dukla schlug und der in Westdeutschland nach Revanche schreit.

Gegen diesen gemeinsamen Feind unserer Völker richten sich auch die täglichen Anstrengungen der Soldaten in der kleinen Garnison westlich von Prag. Sie sind stolz auf ihren Truppenteil. Seine Fahne wird von der Dukla-Medaille geziert, und er trägt den Ehrennamen „Dukla-Liptovsker Schützenregiment". Seine Kämpfer vollbrachten in diesen Schlachten Heldentaten. Das ist für die Genossen, die jetzt in ihm dienen, nicht nur ruhmvolle Tradition, sondern auch Verpflichtung für die Gegenwart.

Als erster bestätigt mir das der Hauptfeldwebel der Nachrichtenkompanie, ein blonder, sympathischer Junge, dem es zwar einige Schwierigkeiten, aber doch auch Freude macht, sich mit mir auf deutsch zu unterhalten. Er heißt Karel Vikidal. Das Bestenabzeichen sowie das Fučík- und das Sportabzeichen an seiner Brust sprechen eine beredte Sprache.

„Dukla? Natürlich wissen wir von Dukla. Das ist doch die Tradition unseres Regiments. Jeder von uns kennt den Verlauf der Kämpfe. Wir haben uns schon oft mit Teilnehmern der Schlacht unterhalten." Gut, alle wissen davon. Aber nun steht der zwanzigste Jahrestag jener Ereignisse vor der Tür, der zugleich zwanzigster Jahrestag der Volksarmee ist. Das müßte doch im Leben dieser Soldaten eine besondere Rolle spielen. Karel lächelt. „Wir haben uns das Ziel gestellt, den Titel „Beste Kompanie zu holen. Aber", er kneift vielsagend die Augen zusammen, „das ist nicht einfach. Denn dazu müssen alle Bester Soldat sein. Ebensowenig einfach: 60 Genossen wollen die Funkqualifikation der Stufe 3 und 80 Genossen die der Klasse 2 erwerben. Da hängen die Trauben hoch. Aber nicht zu hoch." Ja, könnte man sagen, gewiß nicht höher als die Gipfel der Karpaten. Karel aber hat schon das Thema Verpflichtungen verlassen und erzählt, daß er auch an der Übung Quartett teilnahm, daß es ihm sehr gut gefallen hat, besonders das Zusammentreffen mit unseren Soldaten, mit denen die Nachrichtenleute viele Erfahrungen austauschten.



Überhaupt, „Quartett" ist das erste Wort aller Genossen, wenn sie meiner ansichtig werden. Das geht auch dem Obergefreiten Jaroslav Ličman so, dem das Leistungsabzeichen der Nationalen Volksarmee verliehen wurde, und der mir sagt: „Nach dieser Übung ist man als Soldat froh, einer solch gewaltigen Friedensarmee anzugehören."

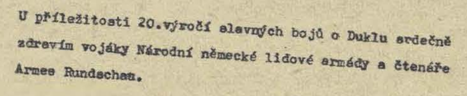
Bei „Quartett" zeigten sie ihr Können



Bereit zur Feldparade

Jaroslav ist Gruppenführer der Panzerbüchsenschützen in der Unteroffiziersausbildungseinheit des Regiments. Er hat mit seinen Soldaten alle Übungen bei Tag und Nacht ausgezeichnet geschossen. Aber auch mit Handfeuerwaffen, mit reaktiven Geschützen und mit den Granatwerfern erzielte diese Einheit die gleichen Ergebnisse.
Kunststück, kann man sagen, mit Unteroffiziersschülern, das sind doch ausgesuchte Leute. Ja, aber auf die innere Einstellung, auf das Wollen kommt es an, auf das Wollen, das Beste zum Schutze des sozialistischen Vaterlandes und auch für die Ehre des Regiments zu geben.
Und eben das versteht Kapitän Jiři Šafařs in seinen Soldaten zu wecken. Auch mit Hilfe des Jugendverbandes. Wirklich hat der überall seine Hand im Spiel, ob es sich nun um das Schießen, um die Disziplin oder um die Ausbildungsbasis handelt. Da gibt es kurzfristige Wettbewerbe, nur auf eine bestimmte Aufgabe gerichtet. Sie sind faktisch Teilabschnitte auf dem Weg bis zum Oktober.
Es ist wie bei Dukla — immer neue Höhen und Hindernisse tauchen vor der stürmenden Einheit auf. Alle kämpfen um die Auszeichnung „Bester". Und am 9. Mai, dem Tag der Befreiung, konnten schon 139 Genossen aus der Einheit des Genossen Šafařs stolz dieses Abzeichen an ihre Brust heften. Sie suchen aber auch ständig nach neuen Wegen.
Gewiß, sagten sie sich, wir haben gut geschossen. Aber mit dem ersten Schuß müssen wir treffen. Also traten die Rationalisatoren auf den Plan. Sie entwickelten ein elektrisches Zieltrainingsgerät, das eine viel bessere und sorgfältigere Schießausbildung ermöglicht. Soweit, so gut. Aber wäre es nicht nützlich, wenn wir beim Schulschießen sofort selbst sehen könnten, wie wir getroffen haben? Natürlich, aber wie? Es wurde eine Lösung gefunden. Eine Scheibe aus metallenen Einzelteilen. Eine verkleinerte Ausgabe davon, die durch elektrische Kontakte die Lage der Treffer anzeigt, steht neben dem Schützen.
Hart umkämpft sind die Normen. Der Stabsgefreite Albin Pirek ist einer derjenigen, der ihnen mit seinen Artilleristen am härtesten zu Leibe rückt. Er hat die Normen für das Beziehen der Feuerstellung, für die Herstellung der Feuerbereitschaft um wichtige Sekunden unterboten. Freiwillig lernen seine Artilleristen an Waffensystemen, die nicht zum offiziellen Ausbildungsprogramm gehören. Beim letzten Schießen wurden außerdem einmal die Werfer- und Geschützführer ausgetauscht. Und siehe da, sie schossen mit den ihnen „fremden" Waffen und Bedienungen auch ausgezeichnet.
Viele solcher Dinge sehe und höre ich an diesem Tage. Der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Ruzicka, der sich die Zeit genommen hat, den deutschen Gast zu begleiten, kommentiert kaum die Leistungen seiner Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere. Aber man fühlt, er ist stolz darauf, wie sie die Tradition des Regiments weiterführen. Und jedes neue Gesicht, jede neue Tatsache ist Bestätigung für die eine Wahrheit: Diese Soldaten werden ihre sozialistische Heimat so entschlossen verteidigen, wie sich ihre Väter bei Dukla den Weg zur Befreiung des Vaterlandes bahnten.





U příležitosti 20.výročí slavných bojů o Duklu srdečně zdravím vojáky Národní německé lidové armády a čtenáře Armee Rundschau.

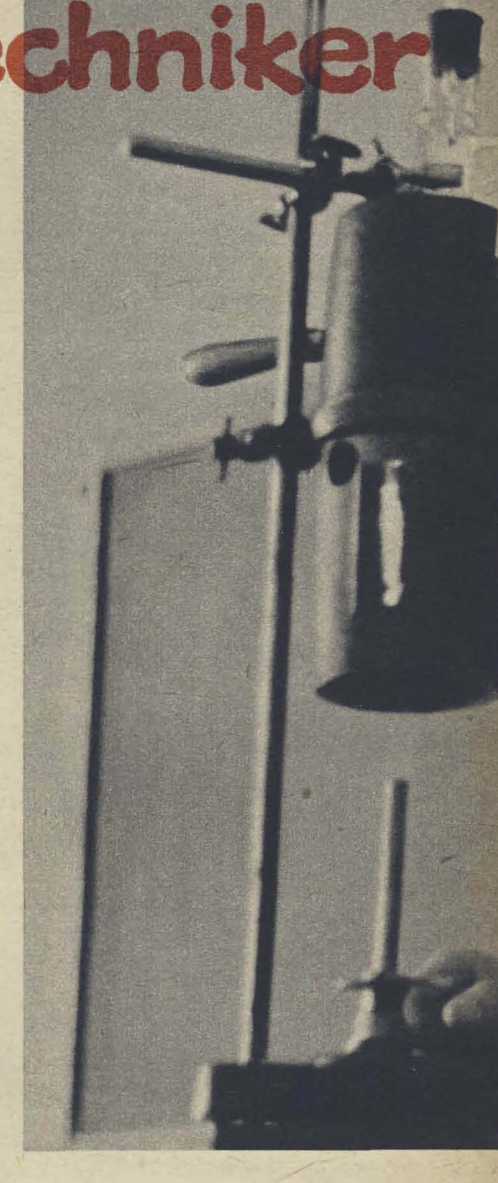
Anläßlich des 20. Jahrestages der ruhmreichen Kämpfe um den Dukla-Paß, grüße ich herzlich die Soldaten der Nationalen Volksarmee und die Leser der „Armee-Rundschau".

General Svoboda

Offiziere in spe vor ihrem Examen

Flugzeugtechniker

$$= \frac{(N+SpT)+(G+M)}{3:(33AF\cdot\rangle 40)}$$



Von Major Gebauer (Fotos) und Major Dressel (Text)

Sie kennen diese Formel nicht? Etwas Geduld bitte, wir kommen gleich darauf zurück. Wir dürfen jetzt den Unterricht nicht stören.

„Der Verbrennungsprozeß im Luftstrahltriebwerk“, steht mit Kreide an der Wandtafel des Unterrichtsraumes. Der Lehrer, Oberleutnant Fischer, spricht über die Energiegleichung der Brennkammer. Offiziersschüler Horst Lechelt, in der ersten Reihe ganz links, hört aufmerksam zu. Die Gleichung spielt eine Rolle in seiner Technikerarbeit, mit der er sich schon wochenlang beschäftigt. Immer wieder fragt er; denn in wenigen Wochen beginnt für ihn wie für die gesamte Klasse 25 das Abschlußexamen. Dann werden sie als Flugzeugtechniker die Offiziersschule „Franz Mehring“, deren Bänke sie drei Jahre lang drückten, verlassen und in die Einheiten gehen.

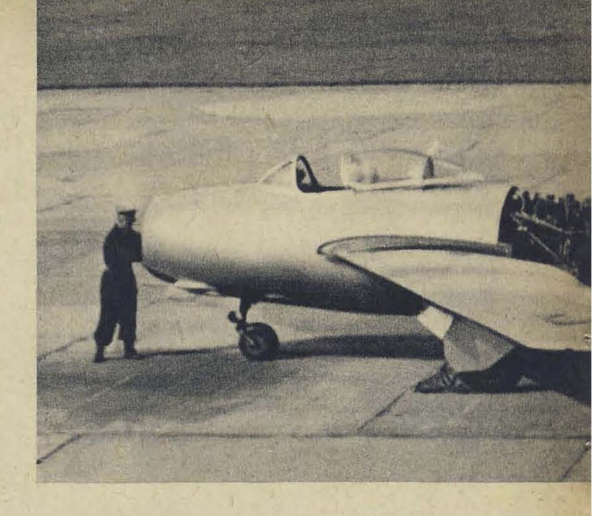
Wir staunen, mit wie vielen Formeln und Gleichungen sich die Offiziersschüler so gekonnt herumschlagen. In Physik, Chemie, Aerodynamik, Elektrotechnik, Festigkeitslehre – immer wieder Formeln und Gleichungen. Mathematik wird hier groß geschrieben. So verlassen wir den Unterricht und erkundigen uns bei Oberstleutnant Wagner nach dem Umfang der Ausbildung, welche die angehenden Flugzeugtechniker erhalten. Das Ergebnis bringen wir, angesteckt von den vielen Formeln und Gleichungen, nun ebenfalls auf bzw. unter einen Bruchstrich. Unsere Formel ist natürlich eine reine „AR“-Erfindung und steht in keinem Lehrbuch. Aber für uns ist sie die Formel der Klasse 25, weil sie einiges aussagt über Vielfalt und Gründlichkeit der Ausbildung. In den verflossenen drei Lehrjahren (3) bewältigten die Offiziersschüler den Stoff von 33 Ausbildungsfächern mit jeweils mehr als 40 Stunden (33 AF · 〉 40). Fächer mit weniger als 40 Stunden kommen also noch hinzu. Eine recht harte Nuß für Horst Lechelt und seine Genossen.

CHEMIE

Offiziersschüler Hans-Jürgen Barthel, dreimal Bester der Klasse, bei einem Versuch zur Bestimmung des Siedeverlaufes des Kraftstoffes. Diese Probe gibt dem Flugzeugtechniker Hinweise zum richtigen Umgang mit dem Treibstoff.

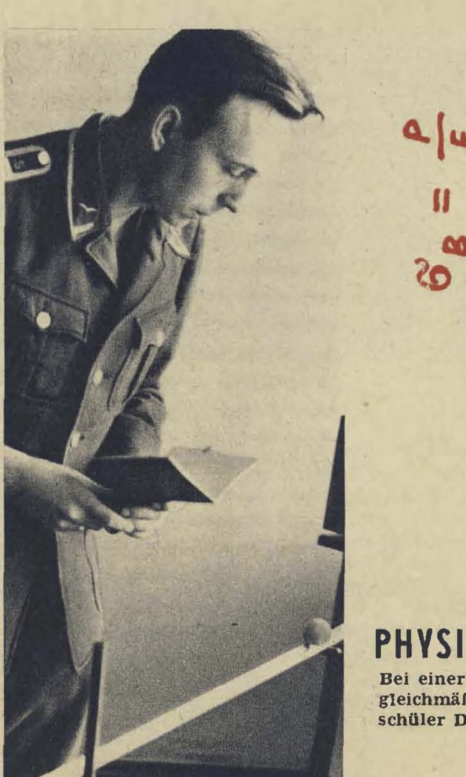


Das Primat haben selbstverständlich die gesellschaftswissenschaftlichen (G) und militärischen (M) Themenkreise. Aber der Löwenanteil der Stunden entfällt auf das naturwissenschaftlich-technische und mathematische Grundlagenstudium (N) sowie auf die Aneignung spezialtechnischer Kenntnisse (SpT). Auf eine Stunde Spezialtechnik kommen zwei Stunden Naturwissenschaften. Ein Verhältnis, welches den hohen Anforderungen gerecht wird, die heute an einen Flugzeugtechniker gestellt werden müssen. Es entspricht den allgemeinen Bedürfnissen beim umfassenden Aufbau des Sozialismus in unserer



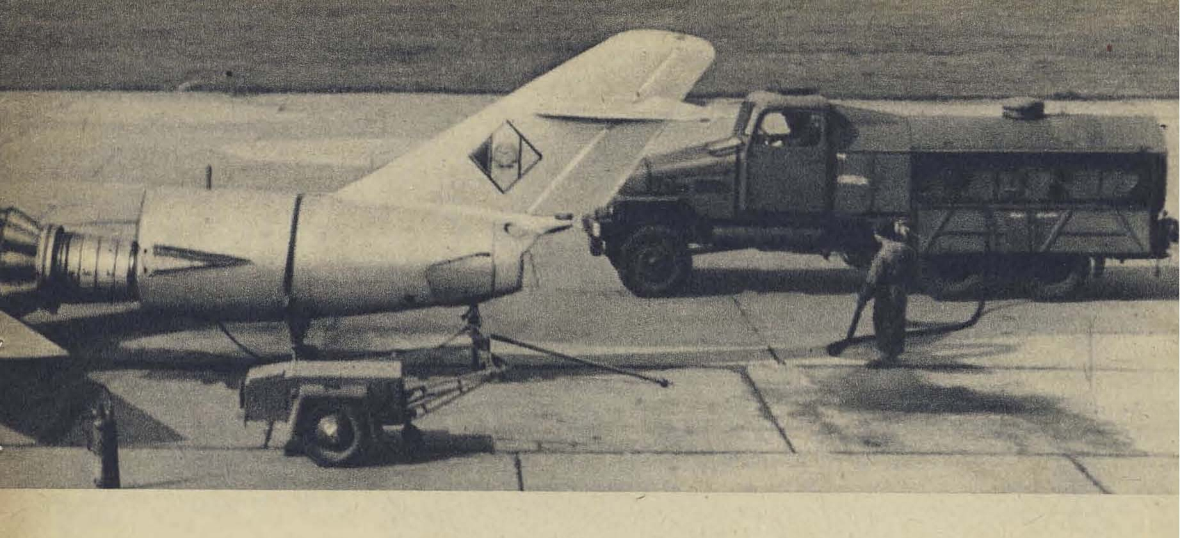
Republik. Mit diesem umfangreichen Grundwissen ausgerüstet, sind die Genossen in der Lage, auftretende neue Probleme der sich ständig weiter entwickelnden modernen Flugzeugtechnik besser zu verstehen.
Wenn unser Beitrag erscheint, haben die Genossen der Klasse 25 die harte Nuß bereits geknackt, unsere Formel gelöst. Die Auflösung lautet: Flugzeugtechniker.
Wir gehen auf den Lehrflugplatz. Hier treffen wir auch Horst Lechelt wieder, der als Zugführer eingesetzt ist. Er teilt die Genossen gerade für den technischen Dienst ein. Jedem weist er eine Aufgabe zu. Ruhig und sicher trifft er seine Anordnungen, gewissenhaft kontrolliert er deren Ausführung.
Vor seinem Eintritt in die Volksarmee war Horst Lechelt Maschinenschlosser im Karl-Marx-Werk in Magdeburg. Dort wurde er als Jungaktivist ausgezeichnet. Wie alle Angehörigen der Klasse. hatte er acht Jahre die Grundschule besucht. Aber das reicht nicht, um die komplizierten Probleme der modernen Flugzeugtechnik zu verstehen. Deshalb hieß es zuerst einmal lernen. In wenigen Monaten intensiven Studiums erlangte er die mittlere Reife, die Voraussetzung zum Besuch der Offiziersschule.
„Der Anfang fiel keinem von uns leicht", erzählt uns der 23jährige. „Obwohl wir für die Flugzeugtechnik begeistert waren, hätten einige manchmal am liebsten die Flinte ins Korn geworfen. Aber da half jedesmal das Kollektiv. Einer spornte den anderen an. Die Parteigruppe organisierte die kameradschaftliche Hilfe. Wir bildeten Lernkollektive. So kamen wir gut über die Runden."

Heute gehört Horst Lechelt zu den Besten der Klasse und trägt das Leistungsabzeichen der NVA. Ins Examen ging er mit der Note 1,8 im Durchschnitt. Seit Beginn des dritten Lehrjahres ist er Zugführer. Die Genossen vertrauen ihm. Sein Kompaniechef sagt, er habe alle Eigenschaften und Fähigkeiten, die einen Offizier auszeichnen.
Wie Offiziersschüler Lechelt, so unternahmen alle Angehörigen der Klasse 25 in den drei Lehrjahren große Anstrengungen, um sich gewissenhaft auf ihre verantwortungsvolle Tätigkeit in den Einheiten vorzubereiten. Bei 2,4 liegt der Klassendurchschnitt. Alle werden das Examen bestehen, meint der Kompaniechef.
Einen Vorgeschmack auf das, was sie in den Einheiten erwartet, erhielten die Offiziersschüler beim Truppenpraktikum. Alle bedauern, daß es zu kurz war; denn die Praxis ist noch immer der beste Lehrmeister, empfanden sie. Die meisten kehrten mit guten und teils ausgezeichneten Ergebnissen an die Schule zurück.
Mancher mußte aber auch erkennen, daß er auf diesem oder jenem Gebiet noch Lücken besaß. Als Flugzeugtechniker selbständig zu handeln, mitunter kurzfristig wichtige Entscheidungen zu treffen — das kann die Schule nur in beschränktem Maße, wenn überhaupt, vermitteln. Und eben damit kam nicht jeder gleich gut zu Rande. Eine zuverlässige Probe seines Könnens gibt jeder Offiziersschüler beim Examen mit seiner Technikerarbeit ab. Schon vor Monaten begannen die Genossen, über ein bestimmtes Thema aus der Flugzeugtechnik eine Arbeit zu schreiben, ein Gerät oder Lehrmodell anzufertigen. Mit jedem Thema ist gleichzeitig die Lösung eines praktischen Problems aus dem Truppendienst verbunden. Die besten dieser Arbeiten kommen in ihrem Niveau Prüfungsarbeiten an der Ingenieurschule nahe. Der Nutzeffekt für Schüler, Schule und Truppe liegt auf der Hand.



PHYSIK

Bei einer konstanten Kraft tritt auch eine entsprechend konstante, gleichmäßige Beschleunigung auf. Das demonstriert hier Offiziersschüler Dräger mit Hilfe einer rollenden Kugel.

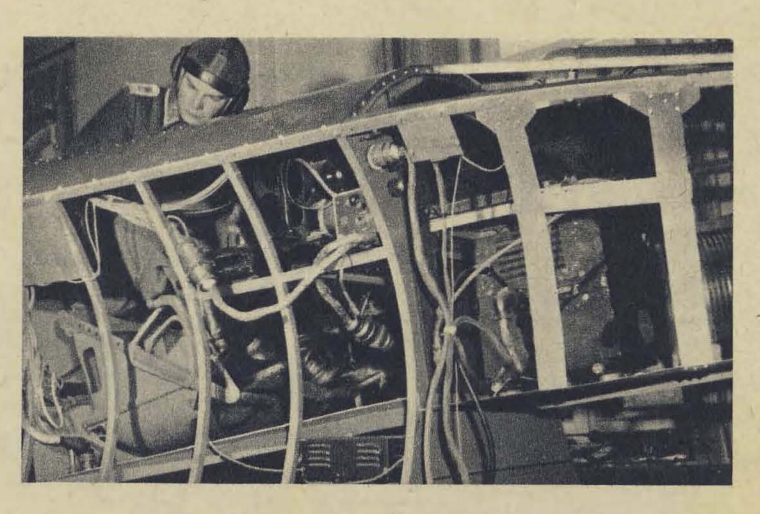




AERODYNAMIK

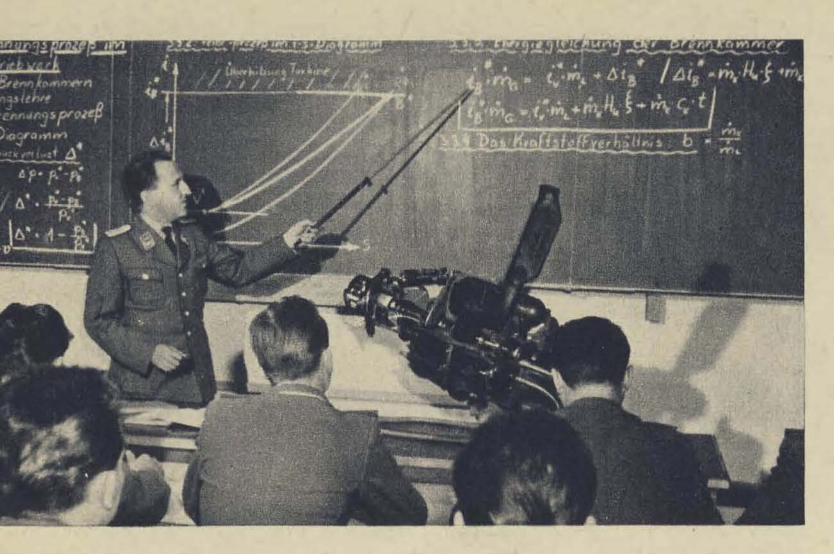
An einem Windkanal und einem beweglich gelagerten Flugzeugmodell studiert hier Offiziersschüler Streubel die Wirkungsweise der aerodynamischen Gesetze.

$$i_B^* = \frac{i_V^* \cdot \dot{m}_L + \Delta i_B^*}{\dot{m}_G}$$



ELEKTROTECHNIK

Wo und wie sind im Flugzeug die Funk- und Funkmeßanlagen installiert? Alles muß der Flugzeugtechniker (in der Lehrkabine Offiziersschüler Jährig) genau kennen, wenn er das Flugzeug gründlich warten und instandhalten will.



TRIEBWERKS-KUNDE

Oberleutnant Fischer lüftet hier seinen Schützlingen die Geheimnisse der modernen Flugzeugtechnik am Beispiel des Luftstrahltriebwerkes. Welche Arten von Brennkammern gibt es? Wie verläuft der Verbrennungsprozeß? Wie wird die Schubkraft berechnet? Fragen über Fragen! Und immer wieder Formeln und Gleichungen! Da raucht manchmal der Kopf.

Als wir uns bei Oberleutnant Fischer nach dem Stand der Technikerarbeiten erkundigen wollen, sitzt Offiziersschüler Lechelt gerade bei ihm. Er konsultiert sich bei seinem Fachlehrer über einige Einzelheiten seiner Arbeit, die im Lernkollektiv nicht geklärt werden konnten. Auch eine Bekannte aus dem Unterrichtsraum, die Energiegleichung der Brennkammer, kommt uns hier wieder zu Gehör. Bereitwillig beantwortet der Lehrer alle Fragen.

„Ich bin mit den bisherigen Ergebnissen der Technikerarbeiten zufrieden", sagt uns Oberleutnant Fischer. „Jeder gibt sich große Mühe. Uns Lehrer kostet das freilich manche Freizeitstunde zusätzlich, aber schließlich sind auch wir daran interessiert, daß die Offiziersschüler beim Examen so gut wie möglich abschneiden."

Gründliches wissenschaftlich-technisches Denken und selbständiges schöpferisches Arbeiten lernen die Offiziersschüler. Und das nicht nur bei den Technikerarbeiten. Ausgestattet mit diesen Fähigkeiten und Eigenschaften werden sie nicht Flugzeug„handwerker" schlechthin sein, sondern vielseitig gebildete Flugzeugtechniker, Militärspezialisten, sozialistische Offizierspersönlichkeiten. Gemeinsam mit den Flugzeugführern und den Mechanikern werden Horst Lechelt und seine Genossen dazu beitragen, die Gefechtsbereitschaft der Einheiten der Luftstreitkräfte jederzeit zu gewährleisten.

$J = \frac{U}{R}$



TECHNISCHER DIENST

Hier heißt es zeigen, was man gelernt hat. Offiziersschüler Dräger (in der Kabine) und Offiziersschüler Mittag regulieren die Drehzahl des Triebwerkes, die bei verschiedenen Temperaturverhältnissen unterschiedlich ist. Bei „voller Pulle" verständigen sie sich durch Handzeichen.

„Incredible!" „Unglaublich!"

„Unglaublich!"

Von Ingeborg Giese

So an die 40 mochte er sein. Und obwohl etwas beleibt, war er flink. Er ist Abgeordneter im Parlament von Zypern. Er interessierte sich für alles. Wenn die Delegation zum Frühstück kam, kehrte er vom Morgenspaziergang zurück und erzählte, was er schon alles gesehen hatte. Und immer wieder hörte ich sein „incredible" oder auch „I'd never expected that". Vieles, was unsere Gäste aus Zypern, die mit der ersten Interflug-Maschine direkt von Nikosia nach Berlin gekommen waren, bei uns sahen, schien ihnen „unglaublich", als hätten sie es „nie erwartet". So geht es uns Reiseleitern oft. In unsere Republik kommen Touristen — einzeln und in Gruppen — aus fast allen europäischen Ländern, aus Asien und Übersee. Sie kommen, um den Pergamon-Altar und den Rosengarten von Sanssouci zu sehen, um sich an der Ostsee oder im Erzgebirge zu erholen, um die erste sozialistische Stadt Deutschlands — Eisenhüttenstadt — kennenzulernen, um einen Betrieb zu besichtigen und mit Berufskollegen bei uns zu sprechen. Zu uns kommen Christen, die auf Luthers Spuren wandeln wollen, nur für die Gedenkstätten in Wittenberg, Eisleben und Erfurt/Eisenach und für keine andere Sehenswürdigkeit Interesse zeigen. Im Rahmen kultureller Vereinbarungen kommen Lehrer aus dem Irak, um Einzelheiten über die polytechnische Erziehung in der DDR zu erfahren, kommen griechische Schauspieler, um an der Uraufführung ihres Filmes teilzunehmen. Unsere Gäste staunen, staunen und wundern sich, daß alles so ganz anders ist, als sie es sich vorgestellt haben. Es gibt ja doch Fleisch zu essen — und sogar zweimal am Tag! Die Leipziger brauchen ja gar keine behördliche Genehmigung, wenn sie nach Berlin fahren wollen! Der Park von Sanssouci ist ja toll gepflegt — und gleich 200 Gärtner arbeiten ständig dort! Bitte noch einmal! Auf 100 Haushalte kommen wirklich 38 Fernsehapparate, 18 Waschmaschinen und 16 Kühlschränke?

Am ersten Tag sind unsere Gäste meistens reserviert, manchmal sogar enttäuscht. Wir sehen ihnen mitunter nicht deutsch genug aus. Ich zum Beispiel habe dunkle Haare und dunkle Augen. Na, das ist vielleicht eine Enttäuschung! Ein Engländer, spindeldürr und schon etwas klapprig, verlor sogar die sprichwörtliche englische Reserviertheit: „You are a girl from Russia?" Und er entwarf mir seine Gretchen-Vorstellung eines deutschen Mädchens: blondbezopft, blauäugig, mit teutschem Gemüt.

In einer anderen Reisegesellschaft musterte mich während der Fahrt vom Flugplatz zum Hotel ein junger Mann. Er sah gut aus, nur sein Blick war böse: am ersten Tag, am zweiten, sogar noch am dritten. Soll er doch blicken, wie er will, dachte ich. Aber schließlich konnte er sich nicht mehr bezähmen: „Sie sind doch Mitarbeiterin des ZK?" Ich lachte, denn ich bin ja nicht einmal Mitglied der SED. Und das sagte ich ihm. Und wieder hörte ich das: „incredible" (unglaublich). England ist eben weit — Amerika noch viel weiter und das Zeitungspapier dort recht geduldig. So sind unsere Gäste zuerst sehr zurückhaltend, dann beginnen sie, sich zu wundern, und schließlich — meist in der Mitte der Reisezeit — stellen sie Fragen, Fragen, Fragen: Wie hoch ist der Durchschnittsverdienst eines Arbeiters? — Trägt man bei Ihnen Eheringe? — Werden Kirchen nur zu Propagandazwecken wiederaufgebaut, oder finden dort auch Gottesdienste statt? — Möchten Sie in einem kapitalistischen Land leben? — Warum sollte ich! Aber es ist nicht immer leicht, ihnen das klar zu machen. Zuerst einmal bin ich in diesem Staat aufgewachsen, hier — und nur hier — konnte ich studieren, hier ist der Mensch Mensch, keiner braucht um seine Stellung zu bangen, es gibt keinen Konkurrenzkampf der Konzerne.

Und fragend vergleichen unsere Gäste unser Leben mit dem in ihrem Lande. Es kommt selten vor, daß einer sagt, bei ihnen sei es besser als bei uns, aber oft hören wir: Es ist erstaunlich, was Sie alles geschafft haben! Kanadische berufstätige Mütter beneiden uns darum, daß für jedes zweite in der Republik lebende Kind im Alter von drei bis sechs Jahren ein Kindergartenplatz vorhanden ist, indische Gäste um unser Netz von Polikliniken und Landambulatorien, Österreicher um unsere niedrigen Fahrpreise im Ortsverkehr. Es ließen sich ja noch so viele Beispiele anführen!

Viele Touristen, die nach Moskau reisen, unterbrechen ihre Fahrt in der Hauptstadt der DDR. Besonders für Amerikaner ist das Mode geworden. Man fragt dort: „Waren Sie schon in Moskau?" Und mancher antwortet: „Oh, nicht

You are a Girl from Russia?

Mich beeindruckt besonders daß die DDR jungen Nationalstaaten hilft..

nur in Moskau, sogar in Ost-Berlin". Das demokratische Berlin wird immer mehr zum Anziehungspunkt. Und oft hören wir als ersten Wunsch, ins ausverkaufte Brecht-Theater zu gehen. An einem Tag, ich betreute einen amerikanischen Studenten, war mein Gast verschwunden. Ich wartete im Hotel – eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden. Ich fürchtete schon, er hätte sich verlaufen. Dann kam er endlich. Glückstrahlend sagte er: „Entschuldigen Sie bitte, aber ich habe zwei Stunden angestanden nach dieser kleinen Karte." Er hielt sie mir hin – eine Karte für das Berliner Ensemble.

Aber die Touristen wollen auch noch etwas anderes sehen: die „Mauer". Da erlebte ich auch eine Gruppe aus Schottland. Zuerst empfand sie es als Sensation, daß sich mitten durch eine Stadt eine Grenze zieht, die zwei Welten scheidet. Die Mauer verlor ihre Sensation, als Major Ganzauge sehr sachlich und ruhig erklärte, diese Grenze habe den Frieden erhalten. Nachdenklich wurden die Gesichter der Gäste. Hatten sie doch auch in ihren Zeitungen gelesen, die „Mauer" sei 28 m hoch! Und ihre Eintragung ins Gästebuch lautete: „Jetzt wissen wir, daß die Mauer für Frieden und gegen das Wiedererstehen des Faschismus im Westen steht."

Wie komisch wirken manchmal die spleenigen amerikanischen Ladies, die den Höhepunkt ihres DDR-Aufenthaltes oft in einem Besuch des alten Potsdam sehen. Häufig möchten sie Park und Schloß gar nicht mehr besichtigen – sind schon viel zu müde vom vielen Reisen – glauben eben nur, dagewesen sein zu müssen. Und das aufregendste Souvenir für sie ist dann, wenn sie sich inmitten einer Gruppe sowjetischer Soldaten fotografieren können und gar niemand etwas dagegen hat. Was hatte doch ihr Reiseleiter gesagt? „Falls sie auch nur den Versuch machen, Soldaten zu fotografieren, werden sie eingesperrt!"

Was unsere Gäste jedoch immer am stärksten beeindruckt, sind die Begegnungen mit den Menschen. Da trauerte in Frankreich Monsieur Chateau um seinen Sohn. In den letzten Kriegstagen ist er als „Fremdarbeiter" in Müncheberg gefallen. Es blieb dem alten Mann nur der Wunsch, ein einziges Mal das Grab seines Sohnes zu besuchen. Er richtete Antrag um Antrag an das französische Außenministerium. Und immer wieder kam die lakonische Antwort: „Die Ostzone gewährt keine Einreise." Da schrieb Herr Chateau an das Reisebüro der DDR. Innerhalb von sechs Wochen bekam er die Genehmigung. In Müncheberg fand er ein liebevoll gepflegtes Grab. Ein deutsches Ehepaar, dessen Sohn in Frankreich gefallen ist, hatte die Blumen gepflanzt. Herr Chateau wurde ihr Gast.

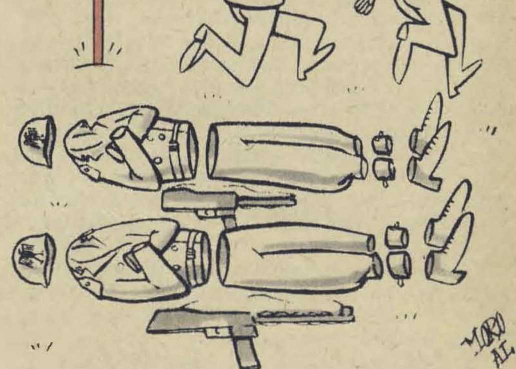
Ein anderes Beispiel: Der Generalsekretär der britischen Kindertheatervereinigung besuchte unsere Kinder- und Jugendtheater. In England, so erzählte er, gibt es 60 Kindertheater, doch nicht eins verfügt über ein ständiges Haus. Und keines erhält von der Regierung auch nur einen Penny Unterstützung. So sind die Ensembles gezwungen, ständig umherzureisen, in Schulen zu spielen, oft zweimal am Tag und in verschiedenen Orten. (Statistisch gesehen hatte im vergangenen Jahr jeder gewerkschaftlich organisierte englische Schauspieler ein Engagement von 6 Wochen.) „Glauben Sie mir, unsere englischen Schauspieler beneiden ihre deutschen Kollegen in der DDR um die guten Arbeitsbedingungen."

EIN

Haustüren werden von innen geöffnet. Ungebetene „Gäste" haben keinen Zutritt.

RÖMER





Wenn wir d i e s e Uniformen begraben, leben wir.

Long live Interflug

Aus Burma kam Frau Htoo. Sie leitet die Staatliche Musik- und Schauspielschule in Rangun. In Gesprächen betonte sie, daß sie sich kaum um Politik kümmere. Frau Htoo besuchte auch einen baptistischen Gottesdienst. Auf die Bitte des Geistlichen, an die „deutschen Brüder und Schwestern der Gemeinde" einige Worte zu richten, sagte sie: „ m Himmel, in Gott gibt es kein Ost und West, da gehören wir alle zu einer großen Familie, da sind wir alle eins." Interessante politische Vergleiche stellte Frau Htoo an. Sie kam zu dem Schluß, daß es die DDR ebenso wie Burma sehr schwer gehabt haben, weil beide





Kriegsfolgen überwinden mußten. Und im Gespräch mit dem Volksbildungsminister erklärte Frau Htoo: „Mich beeindruckt besonders, daß die DDR jungen Nationalstaaten hilft, obwohl sie selbst noch viel aufbauen muß." Als Frau Htoo nach 6 Wochen wieder in ihre Heimat fuhr, konnte sie in Deutsch sagen: „Es lebe der Frieden, der Sozialismus und der Wohlstand in der DDR, es lebe die Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern!"

Unseren Gästen bleibt auch nicht verborgen, daß noch nicht alles gut und schön ist. Sie sind überrascht von dem Niveau unserer Hotels, besonders natürlich der neuerbauten. Und gerade deshalb empfinden sie es um so bedauerlicher, daß die Bedienung mitunter langsam und unaufmerksam, ja geradezu nachlässig ist. Sie vermissen die individuelle Höflichkeit des Kellners. Ein Schweizer meinte einmal: „Wenn Ihre Kellner kein festes Gehalt hätten, sondern nur prozentual am Umsatz beteiligt wären, was meinen Sie. wie die rennen würden." Bei Reisen durch die Republik macht sich auch besonders

DIE DDR



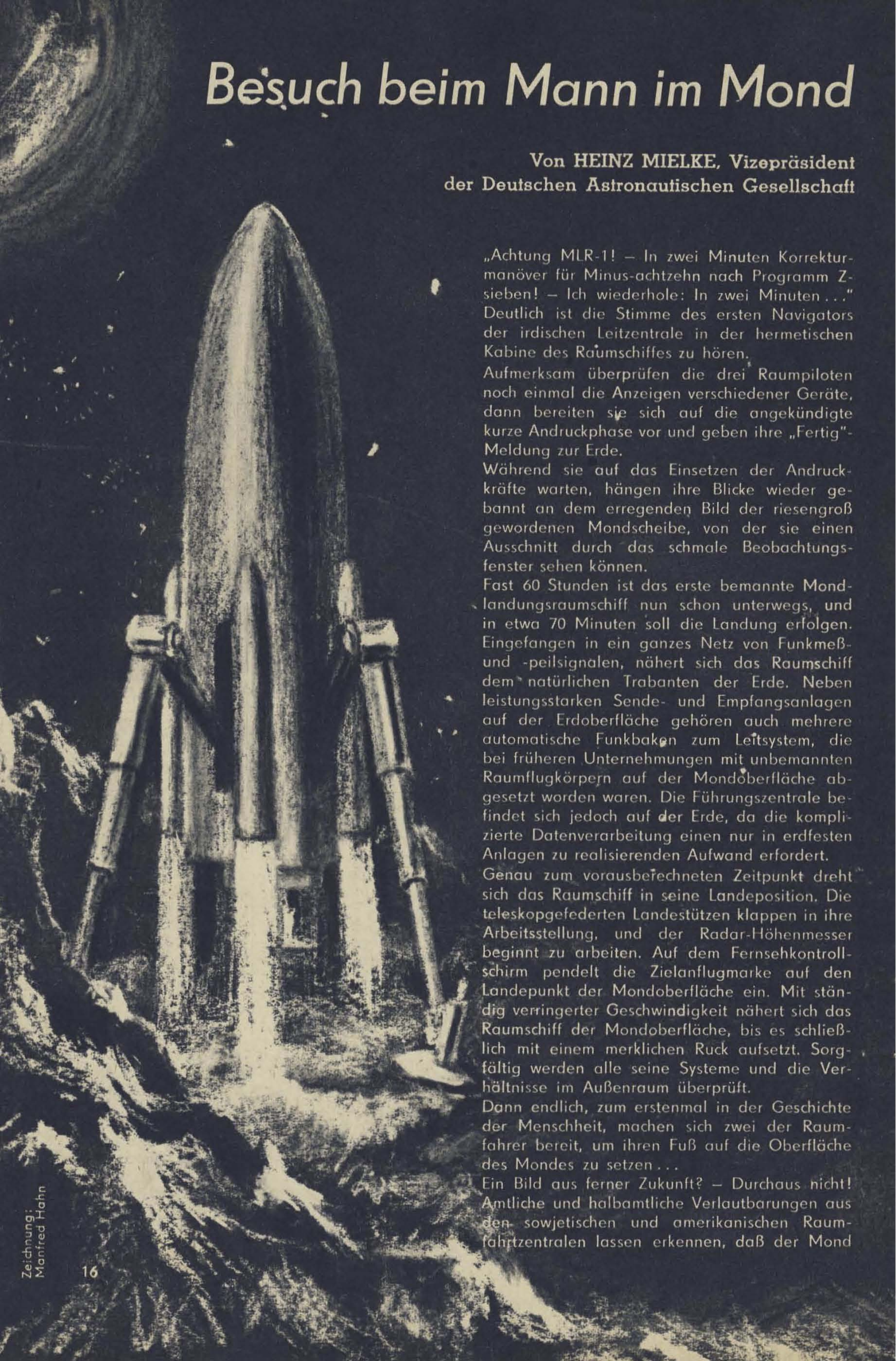
Ja, Liebling, auch deshalb, um unsere Liebe zu schützen ... Zeichnungen: Moro Al

der Mangel an handlichen Stadtplänen bemerkbar. Ein Holländer glaubte, ganz schlau gewesen zu sein. Er hatte sich einen Baedeker aus dem Jahre 1930 mitgebracht. Gleich in Magdeburg legte er ihn enttäuscht zur Seite, es stimmte alles nicht mehr. Fast alle Sehenswürdigkeiten im Zentrum sind ein Opfer des Krieges geworden.

Schön ist unsere Arbeit, aber auch schwer. Wenn ich das so recht bedenke – ähnelt sie der des Soldaten. Wir müssen immer einsatzbereit sein, Tag für Tag, am Wochenende und auch feiertags. An unserem Auftreten, unserem Verhalten, das oftmals die erste Begegnung des Gastes mit der „anderen", der sozialistischen Welt ist, beginnt er unsere Wirklichkeit kennenzulernen. Um so schöner sind dann die lustigen Begebenheiten, wie z. B. jene: Ein Belgier bummelte durch die Stadt. Da es zu regnen begann, ging er in ein Restaurant. Er versuchte zu erklären, daß er Pilze essen möchte. Doch der Ober verstand ihn nicht. Da zeichnete der Gast einen Pilz. Der Ober nickte mit dem Kopf und ging hinaus. Der Belgier freute sich: „Jetzt hat er mich verstanden." Nach einigen Minuten kam der Ober wieder herein – mit einem großen, alten Regenschirm.

Und folgendes erlebten wir mit dem Abgeordneten aus Zypern, von dem ich anfangs erzählte. Am letzten Abend besuchten die Gäste die Staatsoper, die „Fledermaus"-Aufführung. Nach jedem Akt schwoll der Beifall der Gäste an. Sie klatschten, daß ihnen die Hände brannten. Als sich der Vorhang zum letzten Male senkte, sprang der kleine, untersetzte Mann enthusiastisch auf. Er klatschte und rief dabei, als wollte er den Künstlern höchste Anerkennung zollen: „Long live Interflug" („Es lebe die Interflug")!

Oh nicht nur in Moskau
sogar in Ost-Berlin



Besuch beim Mann im Mond

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident
der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

„Achtung MLR-1! – In zwei Minuten Korrekturmanöver für Minus-achtzehn nach Programm Z-sieben! – Ich wiederhole: In zwei Minuten ..." Deutlich ist die Stimme des ersten Navigators der irdischen Leitzentrale in der hermetischen Kabine des Raumschiffes zu hören.

Aufmerksam überprüfen die drei Raumpiloten noch einmal die Anzeigen verschiedener Geräte, dann bereiten sie sich auf die angekündigte kurze Andruckphase vor und geben ihre „Fertig"-Meldung zur Erde.

Während sie auf das Einsetzen der Andruckkräfte warten, hängen ihre Blicke wieder gebannt an dem erregenden Bild der riesengroß gewordenen Mondscheibe, von der sie einen Ausschnitt durch das schmale Beobachtungsfenster sehen können.

Fast 60 Stunden ist das erste bemannte Mondlandungsraumschiff nun schon unterwegs, und in etwa 70 Minuten soll die Landung erfolgen. Eingefangen in ein ganzes Netz von Funkmeß- und -peilsignalen, nähert sich das Raumschiff dem natürlichen Trabanten der Erde. Neben leistungsstarken Sende- und Empfangsanlagen auf der Erdoberfläche gehören auch mehrere automatische Funkbaken zum Leitsystem, die bei früheren Unternehmungen mit unbemannten Raumflugkörpern auf der Mondoberfläche abgesetzt worden waren. Die Führungszentrale befindet sich jedoch auf der Erde, da die komplizierte Datenverarbeitung einen nur in erdfesten Anlagen zu realisierenden Aufwand erfordert.

Genau zum vorausberechneten Zeitpunkt dreht sich das Raumschiff in seine Landeposition. Die teleskopgefederten Landestützen klappen in ihre Arbeitsstellung, und der Radar-Höhenmesser beginnt zu arbeiten. Auf dem Fernsehkontrollschirm pendelt die Zielanflugmarke auf den Landepunkt der Mondoberfläche ein. Mit ständig verringerter Geschwindigkeit nähert sich das Raumschiff der Mondoberfläche, bis es schließlich mit einem merklichen Ruck aufsetzt. Sorgfältig werden alle seine Systeme und die Verhältnisse im Außenraum überprüft.

Dann endlich, zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit, machen sich zwei der Raumfahrer bereit, um ihren Fuß auf die Oberfläche des Mondes zu setzen ...

Ein Bild aus ferner Zukunft? – Durchaus nicht! Amtliche und halbamtliche Verlautbarungen aus den sowjetischen und amerikanischen Raumfahrtzentralen lassen erkennen, daß der Mond

Zeichnung: Manfred Hahn

in den nächsten Jahren immer stärker in den Brennpunkt astronautischer Zielsetzungen rücken wird. Die Gründe dafür sind naheliegend. Einmal sind von der Erforschung der Beschaffenheit des Mondes bedeutsame Beiträge für die Weltraumforschung im allgemeinen und speziell zur Entwicklung des Systems Erde–Mond, und damit nicht zuletzt auch des Aufbaus der Erde zu erwarten. Weiterhin wäre der Mond sowohl für die astronomische Forschung, als auch für weitgesteckte astronautische Ziele (bemannte interplanetare Flüge) ein außerordentlich günstiger Stützpunkt außerhalb der Erde. Vor allem aber erreicht nun die Raumflugtechnik allmählich das Entwicklungsstadium, in dem sie das kosmische „Nahziel" Mond auch mit stärkeren Waffen anzugreifen gestattet. Nach den ersten Versuchsvorstößen mit unbemannten Raumsonden, die schon im Jahre 1959 so erfolgreich mit der sowjetischen Lunik-Serie ihren Anfang nahmen, beginnen sich jetzt sogar erste Möglichkeiten für bemannte Mondflüge deutlicher abzuzeichnen. In einigen kühnen Prognosen ist immerhin davon die Rede, daß vielleicht bis zum Jahre 1970 mit der Landung der ersten Menschen auf dem Mond zu rechnen ist. Selbst Juri Gagarin äußerte sich dahingehend.

In dem großen Haufen raketen- und raumflugtechnischer Probleme, der sich vor die Lösung dieser Aufgabe auftürmt, nimmt unter anderem auch der Komplex der Landetechnik eine wichtige Position ein. Das Absetzen eines Raumflugkörpers auf der Mondoberfläche ist eine recht heikle und komplizierte Angelegenheit, zumindest dann, wenn man „weich" landen will. Die erste erfolgreiche „harte" Landung, also der Aufschlag eines ungehemmt zur Mondoberfläche herabstürzenden Raumflugkörpers, wurde schon mit der sowjetischen Mondsonde Lunik II im September 1959 erreicht, die nach 36stündigem Flug mit rund 3 km/s im Gebiet des Kraters Autolycus aufschlug. Den Hauptanteil zu dieser hohen Auftreffgeschwindigkeit, die für alle „harten" Landungen etwa in der gleichen Größenordnung liegt, liefert die Anziehungskraft des Mondes. Sie beschleunigt den Anflug bis zur Berührung mit der Mondoberfläche in ständig zunehmendem Maße. Da der Mond keine Atmosphäre besitzt, die sich dieser wachsenden Fallwucht bremsend entgegenstellen könnte, besteht unter natürlichen Bedingungen keine Aussicht, daß ein „hart" landender Raumflugkörper diesen Vorgang ohne totale Zerstörung übersteht.

Für das zerstörungsfreie Absetzen eines Mondflugkörpers muß man also geeignete Maßnahmen treffen, um auf künstlichem Wege die wachsende Anfluggeschwindigkeit so zu bremsen, daß sich in unmittelbarer Nähe der Mondoberfläche nur noch eine sanfte Sinkbewegung ergibt. Für unbemannte automatische Mondsonden kann man sich dabei auch schon mit einem geringeren Abbremseffekt zufriedengeben. Bei bemannten Raumflügen zum Mond geht es natürlich um eine absolut „weiche" und sichere Landung. Der Begriff Sicherheit bezieht sich in diesem Fall auch auf das Erreichen einer Landestelle, die sowohl einen stabilen Stand des Raumschiffes, als auch eine brauchbare Ausgangsposition für den Start zum Rückflug ergibt. Da der Mond keine Atmosphäre hat, beschränken sich die künstlichen Hilfsmittel zum Abbremsen der Fallwucht ausschließlich auf den Einsatz von Bremsschubkräften. Damit ergeben sich für eine Mondlandung Umstände, die denen der Rückführung von Raumschiffen zur Erdoberfläche völlig unterschiedlich sind. Während man bei letzteren, unter Anwendung aerodynamischer Prinzipien, allmählich zu perfekten Gleitlandungen übergehen wird, bleibt für Mondraumschiffe nur die Möglichkeit einer Senkrechtlandung auf dem Feuergasstrahl der Bremstriebwerke. Dieses Verfahren ist natürlich steuerungstechnisch nicht gerade einfach und entspricht praktisch in einigen Grundzügen der Umkehrung des Startvorgangs einer Rakete.

Die steuerungstechnischen Hauptprobleme einer absolut „weichen" Hecklandung liegen einmal in der zuverlässigen Stabilität der Flugkörperlage und zum anderen in der Feinabstimmung der Schubkräfte. Das heißt, das Mondlandungsraumschiff darf während der letzten Phase des Anflugs, nachdem es zuvor mit den Bremstriebwerken in die Richtung zur Mondoberfläche gedreht wurde, ebensowenig aus seiner vertikalen Lage kippen, wie die sich auf der Erde von der Startplattform abhebende Trägerrakete. Die technischen Einrichtungen dazu dürften in beiden Fällen weitestgehend ähnlich sein. So wird man als Bezugssystem zur Kontrolle der Flugkörperlage wahrscheinlich mit einer Kreiselplattform arbeiten und die Ausrichtung der Hauptstabilisierungskräfte durch Schwenkbewegungen der kardanisch gelagerten Bremstriebwerke vornehmen. Um den Stabilisierungseffekt zu unterstützen, wird man gleichzeitig noch mehrere Druckgasstrahldüsen oder kleinere Hilfstriebwerke einsetzen, die sich an Auslegern des Raumschiffes befinden. Diese Ausleger können daneben noch die Funktion eines stoßdämpfenden Landegestells übernehmen und dem Raumschiff zum sicheren Stand auf der Mondoberfläche verhelfen. Die für die Schubregelung außerordentlich wichtige Kontrolle des Abstands von der Mondoberfläche und der Sinkgeschwindigkeit kann den bewährten Radarhöhenmessern übertragen werden. Ob man die Steuerung des Zusammenspiels der bremsenden und stabilisierenden Kräfte ausschließlich einem hochempfindlichen und präzisen automatischen Bordsystems überlassen wird oder ob die Raumpiloten in den Landevorgang eingreifen werden, muß den weiteren Entwicklungserfahrungen überlassen bleiben.

Die aktuelle Umfrage



Alkohol in Massen oder in Maßen?

Mit seine(m) urgewalt'gen Faust fährt mir der alte Goethe sogleich donnernd in die Parade:

> Euch ist bekannt, was wir bedürfen?
> Wir wollen stark Getränke schlürfen.
> Nun braut mir unverzüglich dran!

Und ehe ich zum Luftholen, geschweige denn zu einer plausiblen Erklärung komme, mahnt er fordernd:

> Schafft Ihr ein gutes Glas,
> So wollen wir Euch loben.
> Nur gebt nicht gar zu kleine Proben!

Was soll man da machen?

Einen trinken – grient mich die Fünfsternflasche an. Nun gerade nicht! Schließlich wird in der DDR schon genug gesüffelt. Was auch die Statistik beweist. Nach ihr kippte im letzten Jahr durchschnittlich jeder Bürger 5.4 l Schnaps hinter die Binde. Und innerhalb von drei Jahren haben wir es immerhin geschafft, unseren Alkoholkonsum an „scharfen Sachen" um gute 28 Prozent zu steigern. Die Soldaten sind dabei genauso durstige Staatsbürger wie die anderen auch – kurioserweise trotz ihrer achtzig Mark. Hans Rischell, Objektleiter einer „kasernierten" HO-Gaststätte, merkt's an seinem Umsatz. „Ich habe jetzt sogar mehr als in der Freiwilligenzeit", weiß er zu berichten. Seine Bücher sagen aus, daß im Schnitt jeder der hier stationierten Genossen pro Woche 1,14 l Bier und 0,09 l Schnaps pichelt, im Jahr also 60,4 l Bier und 4.8 l Schnaps. Ganz schön (viel).

Wenn man hört, daß Gefreiter Horst Dolata (24) fast seinen „ganzen Wehrsold" und Unterfeldwebel Jürgen Franke (20) wöchentlich 45.– DM in die Gaststätte tragen, kann man sich leicht ausrechnen, wo sie ihren schönsten Platz haben. Was sie an der Theke lassen, spart Soldat Hubert Burder (24) ein: Er braucht für denselben Zweck nur eine Mark. Oberfeldwebel Herbert Dallüge (35) genehmigt sich drei Mark in der Woche, Gefreiter Erhard Krone (21) sieben und Unteroffizier Manfred Kriening (25) gute zwanzig Mark.

Recht aufschlußreich ist, bei welchen Gelegenheiten einer „gehoben" wird. Stabsmatrose Peter Woischke (21) tut's, wenn er Zahnschmerzen hat, aber auch, wenn kein besonderer Anlaß vorliegt – „denn ein Grund findet sich immer". Gefreiter Gerhard Gottlieb (25) begießt im Urlaub das Wiedersehen mit den Arbeitskollegen. Wachtmeister Werner Lämmer (21) spült mit einem Schnaps „den Ärger vom Dienst" runter. Und Soldat Ernst Einsiedel (22) wird ausgerechnet nach Sportwettkämpfen von einem unerklärlichen Durstgefühl befallen. Gefreiter Toni Hänsel (26) hänselt uns hoffentlich nicht, wenn er gesteht, daß er nur trinkt, sofern er Gelegenheit zum „Schlauchen" hat. Auf eigene Rechnung ist's ihm zu teuer.

Soviel Gründe sich anführen lassen, soviel Wirkungen sind es auch, die man einem Gläschen zuschreibt. Nach der Version des Leutnants Horst Weber (24) soll es „die Geister auffrischen", während es nach Meinung von Unteroffizier Bernhard Hölzel (25) „mutiger und stark" macht. Feldwebel Roland Niemand (26) schätzt einen anregenden Tropfen, weil er sich „sonst nicht so an die schönen Mädchen" 'rantraut. Ob sie ihm mit „Fahne" allerdings geneigter sind als ohne, wage ich zu bezweifeln . . .

Dennoch behauptet Soldat Heinz Buss (26) im Brustton tiefster Überzeugung, daß Schnaps trinken „männlich" sei. Mit einem vieldeutigen Lächeln und dem Einwurf, Schnaps müsse eben sein, pflichten ihm siebzehn Matrosen aus Kühlungsborn mehr oder weniger bei. Dafür wird Ute Brandt (21) um so deutlicher: „Die Krakeeler, die sich erst ‚stark' fühlen, wenn sie etliche Schnäpse intus haben, lasse ich durchweg abblitzen." Und Anneliese Weiß (19) setzt hinzu: „Ich habe nichts gegen ein Glas Wein und auch nichts gegen einen guten Kognak, den sich mein Freund bestellt. Doch wenn er sich gehen ließe, würde er mich gehen sehen. Mit Trunkenbolden habe ich nichts im Sinn. Das sind in meinen Augen keine Männer, sondern ausgesprochene Memmen!"



Als Vertreter des „starken“ (!) Geschlechts, das oftmals eben doch noch manche Schwächen erkennen läßt, nimmt Soldat Hans-Joachim Dauenheimer (22) das Wort. Sein Leitmotiv: „Man besticht als Mann durch seine Leistung, nicht durch Alkohol.“ „Wäre es anders“, bemerkt Gefreiter Herbert Theuner (23), „dann wären viele hervorragende Sportler allesamt keine Männer – nur, weil sie sportlich leben und den Alkohol meiden.“ „Es ist doch einfach absurd, seine ‚Männlichkeit‘ durch übermäßiges Trinken zur Schau stellen zu wollen“, sagt Unterfeldwebel Rainer Sommer (24), assistiert von dem Soldaten Manfred Schulze (21), der es als Brauer sozusagen von Berufs wegen wissen muß.

„Ich wohne in einer Garnisonstadt“, erzählt Christine Kersten (20), „und sehe so allerhand. Manche Soldaten glauben anscheinend, sie könnten uns Mädchen mit ihren Trinkgelagen imponieren. Hintereinander das Glas zu heben und ‚Prost!‘ zu sagen, ist keine Leistung. Da gefällt mir ein Soldat mehr, wenn ich an seiner Schützenschnur oder dem Abzeichen ‚Für gutes Wissen‘ sehe, daß er seine Leistungen dort vollbringt, wo sie vollbracht werden müssen und in der Tat Leistungen sind. Wenn sich manche Soldaten nach ihren diversen ‚Runden‘ selbst einmal sehen könnten, dann würden sie gewiß mehr auf sich achtgeben. Ein torkelnder Mann mit glasigen Augen ist bestimmt kein Schönheitsideal. Ganz besonders nicht, wenn er dazu noch Uniform trägt.“

Merkt's Euch, Genossen!

Womit natürlich vor allem die gemeint sind, die's angeht – die also gar zu gern mal einen über den Durst trinken und dadurch sich selbst wie auch die Nationale Volksarmee in Mißkredit bringen.

Es darf nicht, wie Gefreiter Wolfgang Günther (21) denkt, „jedem überlassen bleiben, ob er sich betrinkt oder nicht“. Ebensowenig kann es den

Soldaten Gerhard Tulke (24) und Hans Rauschning (24) „egal“ sein, wie sich andere Genossen in der Öffentlichkeit benehmen. Und schließlich sollte Gefreiter Horst Nehrkorn (25) einem angetüterten Kameraden nicht „aus dem Weg“ gehen, sondern sich bemühen, ihn zur Besinnung zu bringen. Wir tragen alle die gleiche Uniform und dienen ein- und derselben Sache. Das aber verpflichtet. Nicht allein dazu, sich selbst korrekt zu verhalten – auch dazu, dem anderen zu helfen, Mitverantwortung zu tragen. „Denn wie oft fällt das Versagen des einzelnen Genossen auf uns alle zurück“, gibt Unteroffizier Hartmut Ziel (21) zu bedenken.

Soldat Dieter Schiller (24) hat nichts dagegen einzuwenden. Er unterstreicht voll und ganz, was soeben gesagt wurde. „Leider“, erklärt er, „passiert es auch mir öfter, daß ich in betrunkenem Zustand angetroffen werde.“ Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach – möchte man da meinen. Immerhin ist Dieter selbstkritisch genug, um einzugestehen, daß er in diesen Stunden „kein schönes Bild“ abgibt. So fragt sich eigentlich nur noch, wer ihm hilft, seine bis dato anscheinend recht dicke Freundschaft mit „König Alkohol“ zu kündigen?

Unteroffizier Kurt Melzer (29) sieht es als eine „kameradschaftliche Tat“ an, wenn sich jemand dazu bereit fände. Funker Ulli Burghardt (19) wüßte auch ein Rezept: „Ich würde den Kellner veranlassen, ihm nicht mehr soviel auszuschenken.“ Hilfe hätte er auch von dem Kanonier Dieter Böttcher zu erwarten: „Ich würde versuchen, ihn davon abzuhalten, mehr zu trinken als ihm zuträglich ist.“ Unterfeldwebel Bernd Lorenz (23) würde es mit einer „Ermahnung“ probieren, Unteroffizier Klaus Petter (27) „die Streife holen“.

Das mag alles gut und richtig sein, wenn es darum geht, einen Genossen, der bereits am Biertisch sitzt, vor übermäßigem Alkoholgenuß zu bewahren. Günstiger erscheint es mir jedoch, prophylaktisch, also vorbeugend zu wirken. Würde nicht vielleicht mancher halb soviel kneipen gehen, wenn – wie Stabsgefreiter Arno Bartsch (27) es nennt – in unseren Einheiten „mehr los“ wäre?

Flieger Harry Semmering (22) gibt mir Recht, wenn er entgegnet: „Mich treibt die Langeweile zum Alkohol.“ Stabsmatrose Bernd Patzer (21) ginge gleichfalls „weniger in die Kantine“, wenn ihm „auf sportlichem und kulturellem Gebiet mehr geboten würde“. Ebenso klagt Unteroffizier Werner Raschke (21) über „wenig Möglichkeiten“, seine dienstfreie Zeit „sinnvoll und nützlich“ zu verbringen. „Wenn nicht gerade Kino ist, bleibt einem ja nur der Weg in die Gaststätte“, faßt Kanonier Udo Wolf (19) zusammen.

„Ich bin einverstanden damit, daß oft erheblich mehr für Kultur und Sport getan werden könnte“, schaltet sich Feldwebel Sergio Ahrens (23) ein. „Aber es erscheint mir doch allzu bequem, damit die eigene Trägheit entschuldigen zu wollen. Schließlich steht, um ein Beispiel zu nenen, jedem Genossen in jeder x-beliebigen Einheit – selbst in der mit der schlechtesten Kulturarbeit! – der Weg in die Bücherei offen. Es ist also nicht etwa so, daß man unbedingt immer zur Klinke der Gaststättentür greifen muß. Wer will, der findet auch eine andere, vernünftige Freizeitbeschäftigung.“

Ob er sie aber stets und überall im Alleingang findet?

Von seiner Warte aus macht sich's auch Sergio zu einfach. Professor Dr. med. Rudolf Neubert präsentiert ihm auch gleich die Gegenrechnung: „Kultur kostet Anstrengung, Alkohol nur Geld“.

Und was ist, wenn niemand dem jungen Soldaten hilft, in der „Anstrengung“ Kultur (und auch Sport) die ihr innewohnende Freude zu finden – den Spaß und das Vergnügen, das Gefühl sinnvoll verbrachter, klug genutzter Freizeit? Dann wird er wohl nur schwer zu bewegen sein, das Schnapsglas dem Theatererlebnis, der Bastelei oder dem Fußballspiel zu „opfern“. Nicht ohne Grund wird doch gerade dort dem Alkohol am meisten zugesprochen, wo unsere Einheiten kulturell und sportlich unberührtes, unbeackertes Brachland darstellen.

Es wäre grundfalsch, wenn unser Lokaltermin in Sachen Alkohol mit einer bedingungslosen Verurteilung einzelner Genossen enden würde. Der Schuldspruch trifft mindestens noch andere – den Kommandeur etwa, die Leitung der FDJ-Organisation, den Kulturoffizier oder die ASG-Leitung. An ihnen ist es doch zuallererst, das Jugendkommuniqué durchzusetzen, dem Kulturwettstreit Leben einzuhauchen, Sport und Spiel zu entwickeln. Was ist denn der Kampf gegen den Alkohol anderes als ein Kulturkampf?

Ein Gläschen in Ehren wird (und will) niemand verwehren. Doch allzuviel ist ungesund und schädlich. Darum geht es und um nichts anderes. Und so sollte unser „Prosit!“, das wir ruhig ab und zu sagen können, immer das bleiben, was es auf lateinisch heißt: „Es möge nützen!“

Ihr

Karl Heinz Freitag

An der Umfrage arbeiteten mit: Gefreiter P. Sieber, Hauptmann H. Prowatschke, Oberfeldwebel H. Gehrke, Stabsmatrose J. Hoffmann, Unterleutnant H.-J. Redlich, Unteroffizier D. Kazmierzak, Feldwebel H. Langs, Feldwebel d. R. M. Brenner, Unterfeldwebel D. Linge.



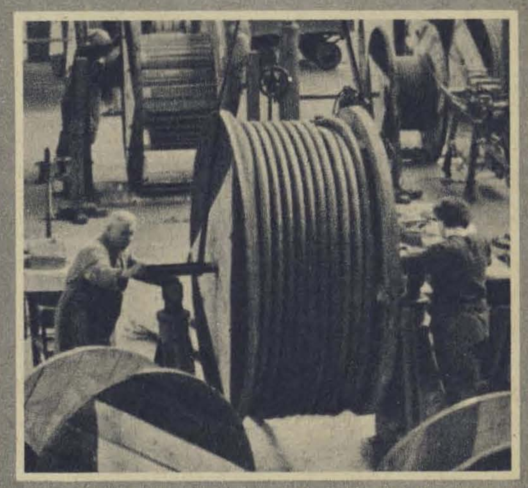


Hauptgewinn:	500 MDN
ferner 4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN
an 30 Gewinner	1000 MDN

Achtung! Sammeln Sie alle Kennmarken unserer Preisausschreiben dieses Jahres! Sie ergeben zusammengefügt ein Bild, das Ihnen, wenn Sie es mit der Auflösung des letzten Preisausschreibens dieses Jahres einsenden, die Teilnahme an einer Sonderauslosung sichert. Nochmals beträchtliche Gewinne! Deshalb: „AR" abonnieren! Mitmachen und gewinnen!



A Der steinerne Herr mit C h e m i sett steht in einer Bezirkshauptstadt, die Zentrum eines entscheidenden Industriezweiges ist.



1 Wer keine lange Leitung hat, dem geht ein Sternchen auf, wo die Elektroindustrie der DDR ihr Zentrum hat.

Kennen Sie die DDR UNSER VATERLAND

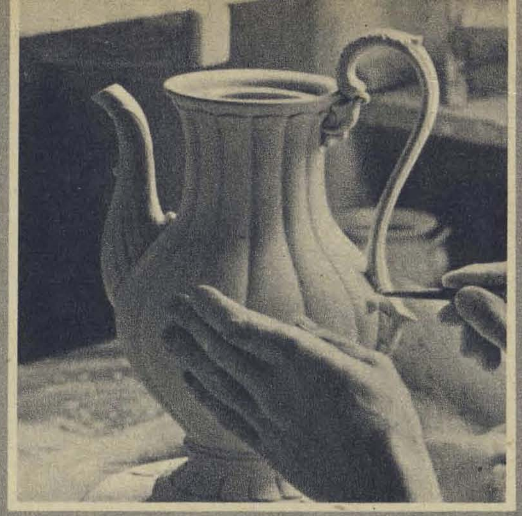
Wieder geben wir Ihnen Gelegenheit, Ihre Findigkeit und Ihr Allgemeinwissen zu beweisen. „Was kommt woher?" lautet die Frage. Die Bilder 1–9 zeigen das „Was" – Erzeugnisse unserer Industrie. Die Fotos A-I zeigen das „Woher" – Stadtansichten oder Bauwerke. Jeder Stadt ist das für sie typische Erzeugnis zuzuordnen, d. h., zu jedem Buchstaben ist die passende Zahl zu finden und in die Tabelle einzutragen. Ein ganz klein wenig Kenntnis der ökonomischen Geographie unserer Heimat gehört dazu – doch die wollen Sie sich bestimmt nicht absprechen lassen. Die ausgefüllte Tabelle kleben Sie bitte auf eine Postkarte. Unsere Anschrift: Armee-Rundschau, Berlin-Treptow, Postschließfach 7986.

Einsendeschluß ist der 5. Oktober 1964 (Datum des Poststempels).

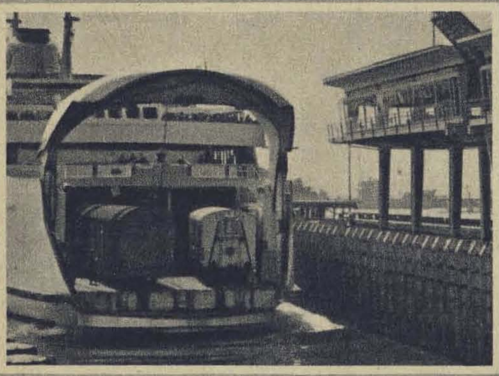
Viel Vergnügen beim Knobeln und etwas Glück im Spiel wünscht Ihnen Ihre AR



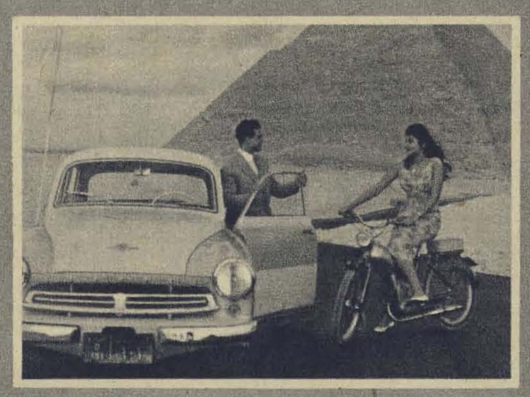
B Wo einst elende Mietskasernen standen, ist heute die ... doch hierüber Worte machen, hieße Wasser in die Spree schütten.



2 Ein beliebter Exportartikel, dessen Echtheit man an seinem berühmten Markenzeichen erkennen kann: den blauen Schwertern.



C Eine nicht große, aber verkehrswichtige Stadt in einer geographisch extremen Lage. Einst ein Fischerdorf.



3 Er sieht nicht nur elegant aus, er leistet auch was. Ob an der Ostsee oder den Pyramiden – er kann sich sehen lassen.



D Die Stadt, deren Wahrzeichen diese Burg ist, hat etwas mit Goldmacherei zu tun – mit einem weißen Gold allerdings.



4 Keine Modenschau, de facto aber doch eine echte Schau. Hier wird auch in Metern gemessen, aber nicht in Stoffmetern.

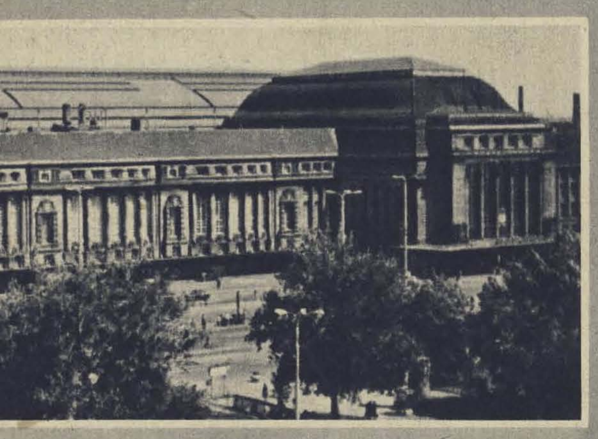
Buchstabe									
Zahl									





E Wo die Faschisten ein großes KZ errichtet hatten, entstand in der DDR eine viel besuchte Mahn- und Gedenkstätte.

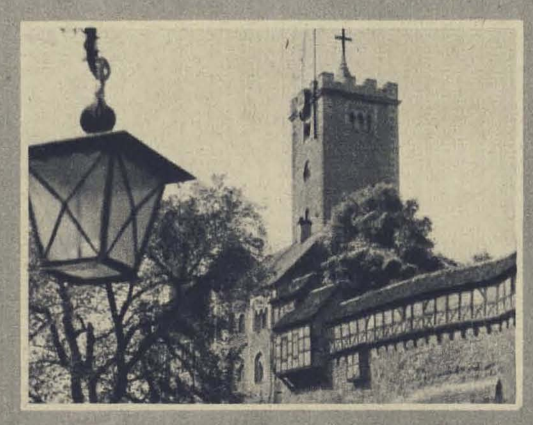
5 Ob geräuchert oder in Büchsen – er ist gesund und kommt fast immer aus dem neuerbauten Kombinat dieser Stadt.

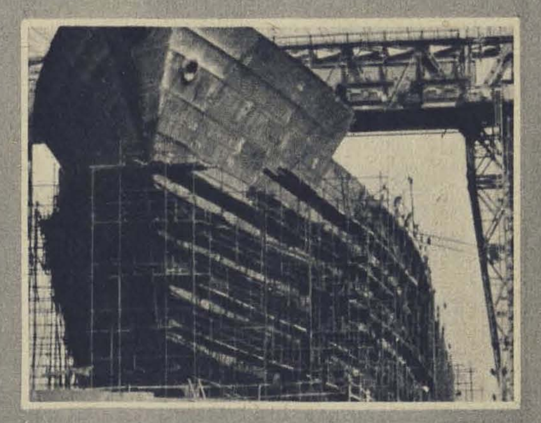




F Vom Krieg zerstört, heut moderner als zuvor aufgebaut – dieser Bahnhof kann sich mit jedem anderen in Europa m e s s e n.

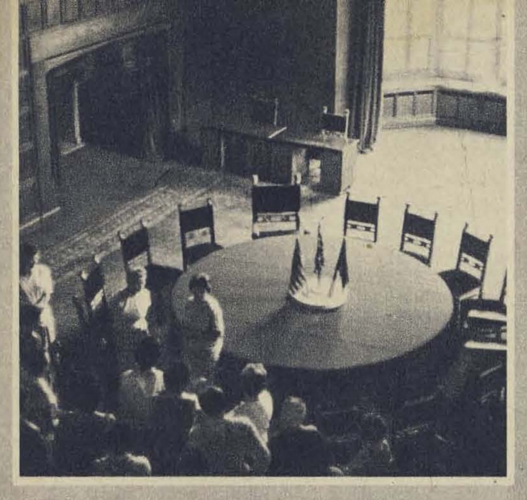
6 Dieser aufblasbare Pavillon auf einer Auslandsmesse ist weder aus Holz noch Metall, sondern... L e ute, n a, wer weiß es?

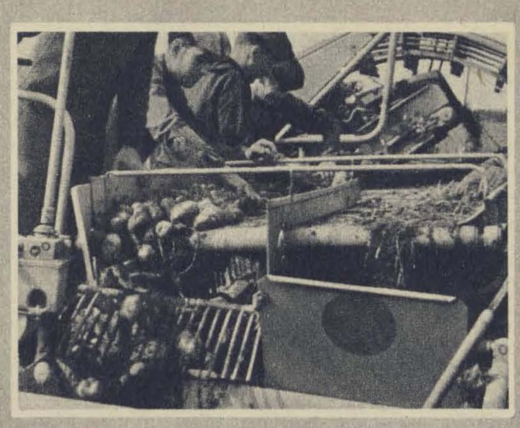




G Einst saß Luther auf dieser Burg. Heute gibt es sie auch in männlicher Ausfertigung und viele 10 000 sitzen drin.

7 Fast zu leicht für ein Preisausschreiben – diese überschweren Erzeugnisse einer jungen und trotzdem starken Industrie.

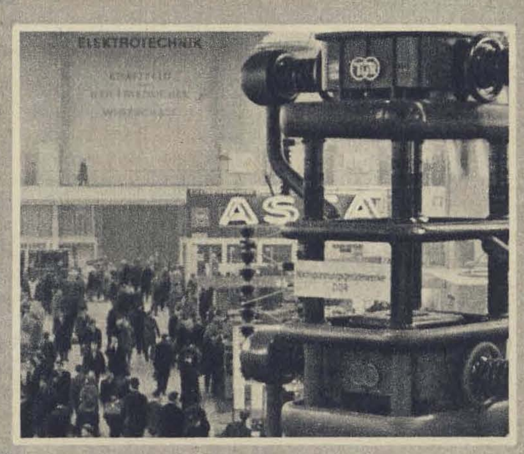




H Das Abkommen gegen den Imperialismus, das hier geschlossen wurde, hat nur ein deutscher Staat durchgeführt, die DDR.

8 Da würde Goethe sich im Grabe umdrehen, staunen und einen Gruß mitgeben, könnte er diese Kombines für unsere LPGs sehen.





I Diese Straße einer Bezirksstadt ist nicht nur lang. Auch sie beweist das Aufblühen des früher rückständigen deutschen Landes.

9 Ein 799 Jahre altes „Produkt" menschlichen Fleißes, zweimal jährlich mit großem Bahnhof zu erleben und überall konkurrenzfähig.

Auflösung Nr. 7/1964
1000,– MDN - Preisausschreiben

Die Auflösung lautet:

1 B, 2 B, 3 C, 4 B, 5 C.

Es gewannen:

500,– MDN: Flg. Gerd Pilling, Rothenburg II.

Je 50,– MDN:

Elfriede Sommer, Leipzig N 22; Sold. W. Meding, Sondershausen; Uta Wandsieb, Neustadt (Orla); K. Nagel, Erfurt.

Je 20,– MDN:

Günther Kühn, Oharn, Kr. Bischofswerda; Edith Ortel, Rostock 5; Joachim Suffa, Prenzlau; Erich Polowy, Retschow; Ulrich Brachmann, Eisenberg (Thür.).

Je 10,– MDN:

Sigrid Steckel, Heinersdorf, Kr. Fürstenwalde; Werner Pohl, Leipzig N 22; Hartmut Nagler, Lichtentanne (Sa.); Harry Läwel, Oelsnitz (Vogtl.); Karl-Heinrich Rönitz, Berlin O 34; Gefr. Harry Tittes, Schönwalde / Nauen; Gefr. Siegfried Baumert, Schnellmannshausen; Horst Vogel, Neustadt (Sa.); Anton Reichel, Eisenach; Günther Blaszczyk, Dessau-Ziebigk; Obmtr. Bernd Schiechel, Kühlungsborn; Albert Winkelmann, Forst (Lausitz); Uffz. d. R. Günther Bernhardt, Dresden; Bärbel Georgi, Freiberg (Sa.); Bernhard Koppisch, Werdau (Sa.); Dieter Zimmermann, Dresden; Obw. Klaus Däumichen, Altwarp I; Hans-J. Dorn, Leipzig; Uffz.-Sch. Hans-Joachim Trappen, Eberswalde; Heinz Kamin, Meißen (Sa.).

Soldaten schreiben für Soldaten

Die Tollwütigen

Was ich jetzt erzähle, habe ich nicht selbst erlebt. Aber ich will es in der Form wiedergeben, wie es mir berichtet wurde.

„Der Morgen dämmerte, als wir nach Beendigung unserer Grenzstreife durch das nasse Unterholz in Richtung Unterkunft stapften. Da bemerkte mein Postenführer im Gestrüpp etwas Braunes. Wir pirschten uns heran, und plötzlich huschte ein Fuchs hervor und flüchtete in eine Abwässerungsröhre, die in der Nähe lag. Wahrscheinlich war sie beim Bau der Quellwasserableitung vergessen worden. Nur an einem Ende offen, stak sie mit dem anderen Ende etwas in der Erde, verstopft mit Laub und Zweigen. Da packte uns das Jagdfieber. Ich trat an die Öffnung, nahm das Magazin aus der MPi und stieß mit dem Kolben in die Röhre. Doch ehe ich mich versah, hatte der Fuchs das Kolbenende im Fang und riß so heftig daran, daß mir der Lauf entglitt und die MPi in die Röhre hineingezerrt wurde. So eine Blamage! Ein Grenzer ohne Waffe. Man kann sich meine Bestürzung vorstellen. Sonst behandelte ich meine Waffe wie ein Kleinod, und hier wurde vielleicht sogar noch das Korn verschoben! Mir war also gar nicht wohl zumute. Was tun? In die Röhre kriechen? Ich wagte es nicht, mit dem Kopf voran, sondern schob mich mit den Füßen voran hinein. Da biß der Fuchs in den Stiefel. Jetzt wurde ich ärgerlich. Wahllos trat ich zu und schob mich dabei immer mehr in die Röhre. Sehr intelligent muß ich dabei nicht ausgesehen haben, denn mein Postenführer, der neben mir stand, lachte sich halbtot, wie ich mich da abstrampelte. Schließlich fühlte ich die MPi. Ich benutzte die Füße als Zange und zog die MPi langsam an mich heran, bis ich sie fassen und meinem Postenführer zureichen konnte. Dabei vergaß ich nicht, immer wieder Löcher in die Luft der Röhre zu treten, damit der Fuchs ja nicht auf mich springen und in irgendwelche edlen Teile beißen konnte. Nun, da die Waffe in Sicherheit war, ging ich aufs Ganze. Ich drehte mich auf den Bauch und schob mich rückwärts tretend wieder in die Röhre. Ob der Fuchs es nun mit der Angst gekriegt hat oder aus was weiß ich für Gründen, jedenfalls fühlte ich ihn trotz meiner wild fuchtelnden Beine auf meinen Rücken springen, und instinktiv stützte ich mich auf und drückte ihn mit aller Kraft an die obere Wandung der Röhre, so daß ihm die Luft ausging. Mein Postenführer, der sich ebenfalls vor der Öffnung niedergehockt hatte, sagte mir Bescheid, und erst dann getraute ich mich herauszukriechen. Ehrlich gesagt, mulmig war mir gewesen, aber jetzt, angesichts der Beute, schwoll mir doch etwas der Kamm, und in gehobener Stimmung kamen wir in der Kompanie an. Natürlich war das Hallo groß. Stolz zeigte ich unserem Kompaniechef den Fuchs, und auch er lachte, als wir ihm unser Abenteuer erzählten. Aber plötzlich machte er ein besorgtes Gesicht und sagte ernst: ‚Sofort mit dem P 2 ab nach Oelsnitz zur Poliklinik, sonst haben wir euch morgen als Tollwütige im Hause. Man kann nie wissen!' Für meinen Postenführer und mich war das keine angenehme Botschaft. Wer bekommt schon gern eine Spritze verpaßt! Na, wir überstanden auch das. Unser Chef ließ das Tier nach Zwickau schaffen, und wir erhielten einige Tage später Bescheid, daß das Tier tatsächlich die Tollwut gehabt hat. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn unser Kompaniechef nicht so aufgepaßt hätte. Noch lange hing uns der Spitzname ‚die Tollwütigen' an."

Ufw. d. R. Manfred Richter



Der beobachtete Beobachter

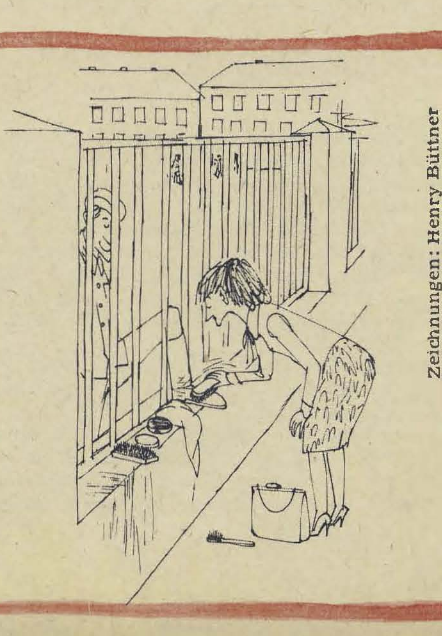
Turmposten stehen galt bei uns als „kleineres Übel". So freute ich mich, als ich auch einmal dran kam. Das Fernglas eröffnete mir ein ziemlich weites Blickfeld. Im Osten lag die Stadt. Im Norden konnte man den breiten Promenadenweg bis zum Wald überschauen, und im Süden und Westen umschloß eine schmale Schrebergartenkolonie in etwa 500 Meter Entfernung unser Objekt.

Wie ich also an diesem Sonnabendnachmittag so in die Gegend äuge, kommen doch zwei flotte Mädchen auf dem Feldweg zu den Gärten geradelt. Natürlich glitt mein Blick erst einmal wieder an der Umzäunung der Dienststelle entlang. Aber das Objekt lag wie ausgestorben. Die brütende Hitze (30 Grad im Schatten!) trieb auch mir den Schweiß aus allen Poren. Die beiden Mädchen waren jetzt näher herangekommen. Die eine war eine gelockte Brünette, die andere war langhaarig und schwarz. Soweit ich das durch das Glas beurteilen konnte, schien die Brünette etwas üppiger zu sein, aber ich kann mich auch getäuscht haben; sie hatte einen so hautengen Pulli an, da werden eben gewisse Formen noch mehr betont. Aber gewissenhaft riß ich mich von diesem Anblick los und schaute kontrollierend in die Runde. Als mein Blick nach Süden zurückkehrte, waren die zwei Hübschen nicht mehr zu sehen. Etwas zu interessiert für einen Wachposten suchte ich das Gelände ab, und da fand ich auch ihre Fahrräder an einen Gartenzaun gelehnt wieder. Die beiden waren drinnen. In der Mitte des Gartens befand sich ein Oval, umgeben von einer mannshohen Hecke. Aber gerade mir zugewandt war eine etwa 3 Meter breite Aussparung. Sicher diente die Hecke dazu, neugierigen Nachbarn den Blick in das Innere zu wehren, oder was weiß ich.

Jedenfalls konnte ich gut hineinsehen. Aber allzulange hatte ich die beiden schon beobachtet.

Um mein Gewissen zu beruhigen, erfüllte ich meine Wachpflicht. Ein LKW fuhr durchs Tor, einige Soldaten gingen in Richtung Klub, aber sonst rührte sich nichts. Und wieder – wie von einem Magnet angezogen – wanderte mein Blick zu den Mädchen zurück. Und da verschlug es mir den Atem. Ich bitte um Verzeihung, ich bin erst 19 Jahre alt. Schule und Rudersport waren vorher meine Hauptbeschäftigung. Zu Mädchen habe ich nur wenig Kontakt gehabt, und wenn einer von meinen Kameraden von seinen Eroberungen schwärmt, komme ich mir selbst immer recht blöd und linkisch vor. Es ist also nicht verwunderlich, daß ich mit angehaltenem Atem verfolgte, was sich da nun innerhalb des Ovals abspielte. Die beiden sonnenhungrigen Schönen legten nämlich eins, zwei, drei ihre äußeren Hüllen ab, unter denen erfrischend knappe Bikinis zum Vorschein kamen. In dieser Kleidung holten sie sich aus einem kleinen Schuppen zwei Liegestühle und bauten diese im Oval auf. Es war ein erbaulicher Anblick, sie dort liegen zu sehen. Schnell vergewisserte ich mich noch einmal, ob in meinem Postenbereich alles in Ordnung war, um dann wieder bei diesem speziellen „Orientierungspunkt" zu verweilen. Plötzlich setzte sich die Brünette auf und sagte etwas zu ihrer Freundin. Diese antwortete und dann schauten sich beide um, als ob sie die Sicherheit ihres Separés überprüfen wollten. Vielleicht bildete ich mir das auch bloß ein, jedenfalls begann da die Schwarze gemächlich das Oberteil ihres gewiß schon sparsamen Bikinis abzulegen. Auch die Brünette entledigte sich der oberen Restbekleidung. Sicherlich hätte ich wegsehen sollen oder sonst etwas, aber schließlich sieht man ja so etwas nicht alle Tage, und zu meiner Entschuldigung kann ich an-





Zeichnungen: Henry Büttner

führen, daß es auch der ästhetische Aspekt war, der mich verleitete. Sie lagen also dort unten und ahnten nichts. Aber auch ich Blödian ahnte nichts. Wohl an die 10 Minuten starrte ich wie gebannt durch das Fernglas. Ich war so vertieft, daß mich ein eisiger Schreck durchfuhr, als sich plötzlich eine Hand schwer auf meine Schulter legte. Weich in den Knien, drehte ich mich herum, und vor mir standen der Aufführende und der Wachhabende. Ich fühlte mich wie ein Verbrecher auf frischer Tat ertappt und wagte erst gar nicht, mit irgendeiner Ausrede zu kommen. Denn, erstens fühlte ich mich irgendwie vor den fremden Mädchen schuldig, und zweitens dachte ich sofort beschämt daran, daß ich mit meinem Wachvergehen unserer Gruppe den guten Wettbewerbsplatz verdarb. Meine Kameraden haben mir dann auch ganz schön den Kopf gewaschen. Die Standpauke an Ort und Stelle, dann vom OvD und die anderntags ausgesprochene Bestrafung vor der ganzen Kompanie waren mir nicht so peinlich wie die ärgerlichen Bemerkungen meiner Genossen. Erst vier Wochen später, als etwas Gras über die Sache gewachsen war und ich mich redlich bemüht hatte, die Scharte wieder auszuwetzen, erzählte mir mein Kompaniechef, wieso ich eigentlich erwischt worden bin. Das Stabsgebäude steht etwa westlich vom Turm. Der Stabschef selber hat mich durch ein Fernglas beobachtet. Zwar stand er viel tiefer als ich und konnte daher nicht wissen, was meine Aufmerksamkeit so fesselte, aber als erfahrener Offizier hatte er gleich erfaßt, daß ich mich für längere Zeit von irgend etwas ablenken ließ. Ein Anruf in der Wachstube brachte die Lawine ins Rollen. Na, das ist mir eine Lehre gewesen. Ich habe noch oft Wache gestanden, auch Turmposten, aber ein Wachvergehen hatte ich nie wieder. Allerdings bot sich mir auch nie wieder eine solche Aussicht.

Soldat Peter Schubert

Die "nasse Tüte"

„Der erste Eindruck ist immer der beste (der richtigste)." Dieses Sprichwort hat schon viel Schaden angerichtet, weil es oft falsch verstanden wird. Nicht jeder denkt daran, daß der oder die Schöpfer dieser Maxime warnend, mißbilligend, ironisch oder skeptisch nur sagen wollten: Viele Menschen sind so denkfaul, daß sie ihre Mitmenschen nach dem Eindruck beim ersten flüchtigen Zusammentreffen beurteilen und behandeln.

Wie falsch es also ist, obiges Sprichwort wörtlich zu nehmen, möchte ich an einem kleinen Beispiel schildern:

In der Kompanie, mit der ich als Reservist noch in Verbindung stehe, kamen neue Soldaten an. Die verschiedensten Charaktere finden sich da zusammen. Diesmal war ein ganz unzugänglicher Bursche dabei. Helmut Koch war 18 Jahre alt und sprach nur das Notwendigste. Er machte seinen Dienst, tat sich weder im schlechten noch im guten besonders hervor – aber keiner wurde so richtig schlau aus ihm. Das allgemeine Urteil stand bald fest: Koch ist eine „nasse Tüte". Er war abgestempelt. Kaum einer versuchte noch, mit ihm näher in Kontakt zu kommen, es hatte ja „sowieso keinen Zweck". Da kam der erste Wochenendurlaub. Auch Helmut Koch durfte fahren. Am Montag waren alle Genossen pünktlich wieder da, ein „besonderes Vorkommnis" gab es also nicht. Da plötzlich, am Dienstag zum Morgenappell, wurde Helmut Koch vor die Front gerufen. „Jetzt hat's ihn erwischt! Der hat irgendwelchen Mist gebaut." So dachten viele. Ja, und dann erfuhren sie, was sich ereignet hatte.

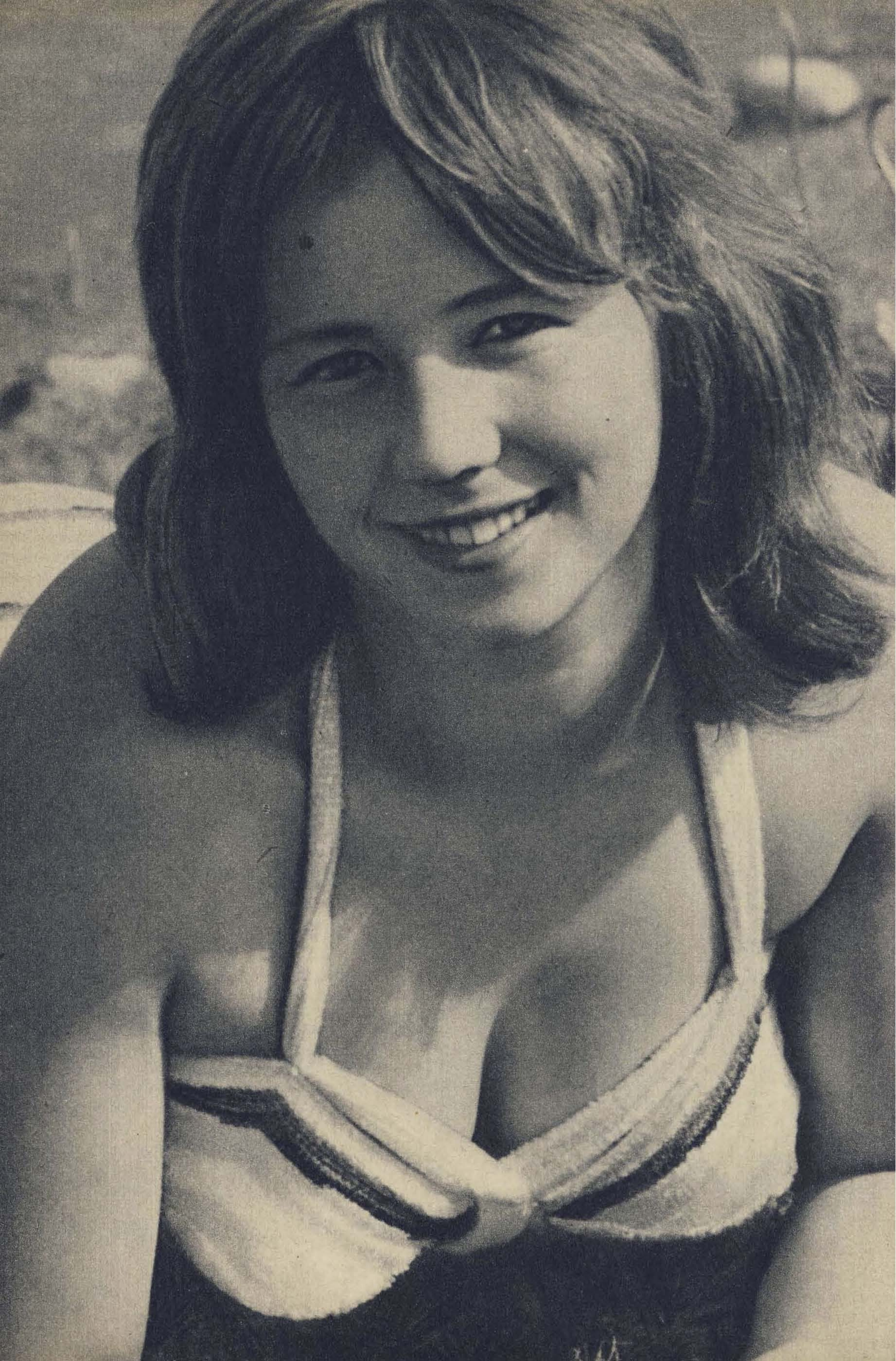
Auf der Fahrt nach Hause hatte Helmut Koch in Halle 10 Minuten Aufenthalt. Kurz vor Abfahrt des Zuges, Helmut wollte gerade einsteigen, hörte er auf einmal hinter sich ein Kind weinen. Ein kleines Mädchen, etwa 4 Jahre alt, stand mutterseelenallein auf dem Bahnsteig und schluchzte: „Meine Mutti, meine Mutti!" Da fuhr der Zug an. Helmut erwischte gerade noch das Trittbrett, aber er schaute zurück und sah, wie das Mädchen weinend neben dem Zug einige Schritte herlief. Niemand war zu sehen, dem das Kind angehörte. Kurz entschlossen sprang Helmut wieder ab, nahm das Kind an die Hand und führte es zur Aufsicht. Wenige Minuten später, nachdem der „Fund" durch den Lautsprecher gemeldet worden war, erschien die Mutter. Sie hatte einige Sekunden nicht aufgepaßt und nun schon voller Angst und Sorge ihr Kind gesucht. Man kann sich denken, wie glücklich sie war und wie dankbar sie Helmut die Hand schüttelte.

Helmuts nächster Zug fuhr erst am Abend, und da auch die anderen Anschlüsse sehr ungünstig lagen, war er nur wenige Stunden zu Hause.

Rein mechanisch hatte der Mann von der Aufsicht Helmuts Personalien festgestellt. Helmut dachte gar nicht mehr daran. Aber die Mutter des Kindes, die in ihrer ersten Freude verständlicherweise mehr an ihr Kind als an den Beschützer gedacht hatte, war noch einmal auf den Bahnsteig zurückgekommen. Als sie Helmut nicht mehr antraf, erfuhr sie in der Aufsicht die Adresse. Am Montag rief die dankbare Mutter das Wehrkreiskommando an, und die Genossen dort informierten die Dienststelle.

Vielleicht sagt jetzt mancher, Helmuts Verhalten war nichts Besonderes, sondern eine Selbstverständlichkeit. Mag sein. Aber wenn die Mutter sich nun nicht nach Helmuts Adresse erkundigt hätte? Wäre er vielleicht nicht noch immer die „nasse Tüte"? Nun, sei es wie es sei, jedenfalls – vom Kompaniechef angefangen – sahen ihn alle Genossen von diesem Tage an in anderem Licht und verhielten sich ihm gegenüber dementsprechend. Es dauerte nicht lange, da taute auch er mehr auf, und sein Außenseiterdasein war wie weggeblasen. Bald dachte niemand mehr daran, daß er ihn einmal für eine „nasse Tüte" gehalten hatte.

Leutnant d. R. Dieter Gülland



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Klein aber oho

Jugoslawische Ingenieure schufen einen Stufenverdoppler für Gleichspannungen in der Größe einer Zigarettenschachtel. Mit diesem Gerät kann z. B. eine Spannung von 6 Volt (Autobatterie) in eine Spannung umgewandelt werden, mit der Geräte bis zu 200 und mehr Volt betrieben werden können.

Made in DDR

Neuartige flexible Behälter für den Transport flüssiger und auch fester Stoffe sind im volkseigenen Gummikombinat Thüringen, Waltershausen, entwickelt worden. Die Behälter bestehen aus beiderseitig gummiertem Polyamidgewebe und haben die Form eines rechteckigen Kissens. Die Außenhaut ist mit alterungsbeständigem Chloroprenkautschuk behandelt. Die Innenseite der 2,3 mm starken Behälterwand wird den chemischen Eigenarten des künftigen Füllgutes weitestgehend angepaßt. Diese flexiblen Behälter haben den Vorteil, daß sie in ungefülltem Zustand zusammenlegbar sind, wenig Platz brauchen, jederzeit als Lagermittel benutzt werden können und jedes Fahrzeug in kürzester Zeit damit als Tankfahrzeug ausgerüstet werden kann.

Pfeile im Gewehr

Im USA-Staat Maryland wurde ein Gewehr getestet, das kleine Pfeile und 40-mm-Geschosse verschießen kann. Die Waffe hat zwei Läufe – einen für die Geschosse, den anderen für die Pfeile. Letztere sind schwanzstabilisiert, etwa 2,4 cm lang und wie eine dicke Bleistiftmine stark. Mehrere dieser Pfeile sind in einer Plaste-



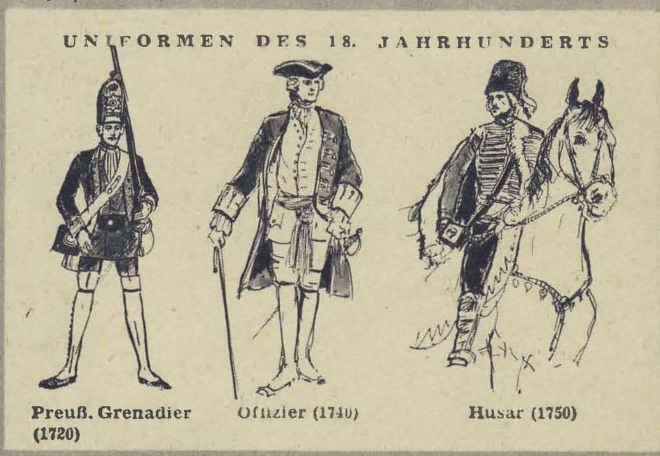
Der bunte Rock des Soldaten

So mancher, der heutzutage das Armeemuseum besucht, wundert sich über die knallbunten Uniformen vergangener Zeiten. Er ist geneigt, diese Buntheit unpraktisch zu nennen, ja geradezu gefährlich, weil man so die Soldaten auf Kilometer habe erkennen können. Er übersieht dabei, daß man „Anno Tobak" nicht mit Kilometern rechnete, denn ein Gewehr traf ja nur auf etwa zweihundert Meter. Hatte man aus einem Steinschloßgewehr etwa zehn Schuß abgefeuert, war ein Qualm rundum, daß oft der Nebenmann nicht mehr zu erkennen war. Die Uniformen m u ß t e n also recht unterschiedlich bunt sein, damit im Pulverdampf Freund und Feind zu unterscheiden waren, sonst konnte es vorkommen, daß die eigenen Leute unter Feuer genommen wurden.

Die Stiefel waren „Anno Tobak" so, wie sie zuweilen noch hier und dort von Landschustern angefertigt werden, nämlich für beide Füße gleich. Waren die Absätze nach der einen Seite schief gelaufen, vertauschte man die Stiefel, bis die Absätze wieder gerade waren. Da wird das Marschieren auf den staubigen Landstraßen bestimmt keine reine Freude gewesen sein.

Und nun gar die Hosen! Die weiße, eng anliegende Hose durfte nicht die kleinste Falte werfen; deshalb mußten die Soldaten die Hosen in der Nacht vor einer Parade feucht auf den Leib ziehen, durften sich auch nicht bequem ausstrecken, sondern mit gepuderter Perücke und gewichstem Zopf steif dasitzen — wohl nicht zur Freude der Uniformträger.

Doz. Hans Hertel



Preuß. Grenadier (1720) — Offizier (1740) — Husar (1750)

hülle zusammengefaßt. Diese Hülle sitzt auf der Patrone und zerfällt noch dem Verlassen des Laufes. Es wurden Versuche mit 1 ... 30 Pfeilen pro Hülle unternommen. Auch mehrere Infonteriegeschosse herkömmlicher Art wurden probeweise gebündelt verschossen. Mon erhofft sich durch die Streuung dieser Geschosse und Pfeile eine höhere Treffgenouigkeit.

Luftkissen-„Doppelsitzer"

Englische Konstrukteure entwickelten für die Armee ein leichtes Luftkissenfahrzeug für zwei Personen. Sein Einsatzzweck besteht hauptsächlich im Transport von Verwundeten, da es besonders im unwegsamen Gelände wegen seiner erschütterungsfreien „Fahrt" vorteilhaft ist.

Dunapren

Diesen neuartigen weichen und porösen Plaststoff entwickelten bulgarische Chemiker in Russé. Er eignet sich besonders als Filterstoff in verschiedenen Industriezweigen. Durch das Dunapren können solche wertvollen Rohstoffe wie Kautschuk, Federstahl, Wolle und Seide eingespart werden.

Japanisches Atom-U-Boot

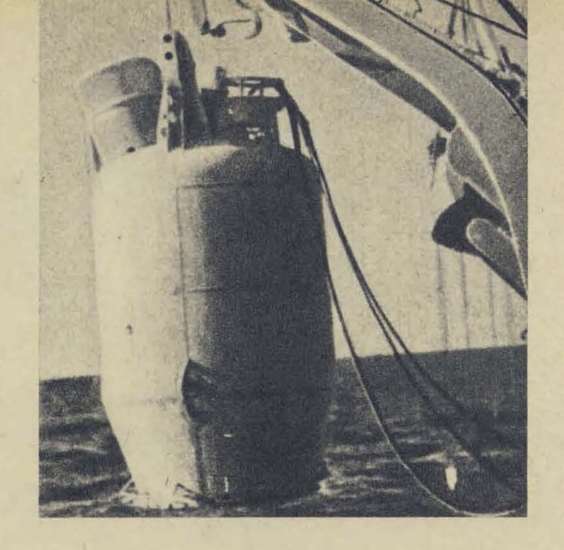
Wie kürzlich bekannt wurde, soll in der nächsten Zeit das erste japanische mit Kernkraft getriebene U-Boot vom Stapel laufen. Seine Wasserverdrängung soll 6000 ts betrogen. Ein Atomreaktor mit einer Leistung von 35 000 kW wird die 10 000-PS-Moschinen antreiben. Die maximale Geschwindigkeit soll bei 18 sm/h liegen. 109 Mann Besatzung und 45 Ozeanographen wird das U-Boot beherbergen. Sein Einsatz ist für ozeanographische Zwecke vorgesehen.

Bleifurniert

Wie die rumänische Telegrofenagentur mitteilt, haben Mitarbeiter des wissenschaftlichen Forschungsinstituts für Holzwirtschaft neue Furnierarten entwickelt, darunter ein mehrschichtiges Furnier, das im Güterwagenbau besondere Verwendung finden wird. Ein Kubikmeter dieses Furniers ersetzt ungefähr zwei Kubikmeter Bohlen. Die Waggons aus Furnier sind stabiler und in der Herstellung billiger. Für Kühlaggregate entwickelten die Mitarbeiter des Instituts ein mit Metallfolie versehenes Furnier. Dieses Material besitzt ausgezeichnete wärmeisolierende Eigenschaften. Ein mit Blei versehenes Furnier ist für Röntgenapparate bestimmt.

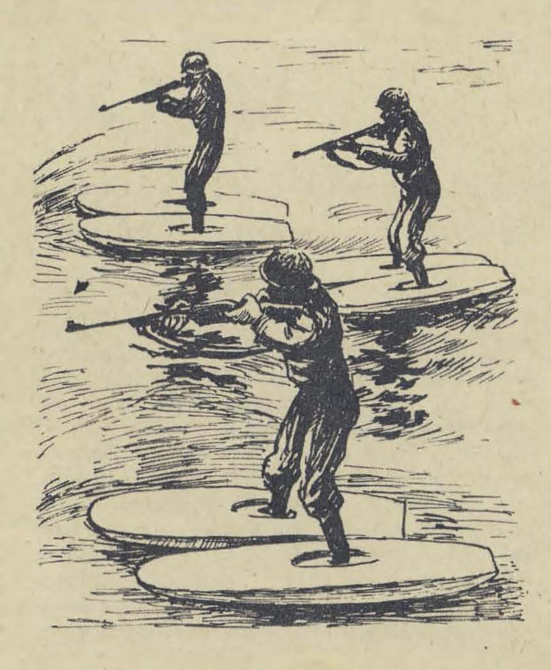
U-Boot-Rettungsglocke

In der Sowjetunion wurde eine Rettungsglocke erprobt, die speziell zu Rettungsaktionen bei gesunkenen U-Booten verwendet wird. Äußerlich gleicht das Gerät einem zylindrischen Körper mit einem noch unten gerichteten stumpfen Kegel. Die Glocke ist in mehrere Kammern unterteilt und mit Preßluftaggregaten ausgerüstet. Hot sie das gesunkene U-Boot erreicht, wird mittels Preßluft ein wasserfreier Raum geschaffen, in dem die Taucher arbeiten. Sie öffnen mit Spezialwerkzeugen die Turm- oder Deckluken und holen die Besatzung so aus ihrem „Gefängnis".



Wasserski

Spezial-Wasserski aus Kunststoff sind für den Einsatz bei der Truppe in den USA erprobt worden. Die Skier wiegen 3,5 kg und tragen eine Lost von 165 kg. Mon erhofft sich damit ein schnelles Überwinden von ruhigen Gewässern durch Schützeneinheiten.





„Promin", eine elektronische Rechenmaschine aus dem Institut für Kybernetik der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. Die Maschine kann für verschiedene Fachgebiete eingesetzt werden.

„ELEKTRONENHIRN, beim Stabschef melden!"

Von Dr. Karl Heinz Hemming, Vorsitzender des Arbeitsausschusses Kybernetik beim Bezirksvorstand der Kammer der Technik, Berlin

Elektronenhirn beim Stabschef melden? Soll das etwa ein Witz sein? Ja – was die Form der ungewöhnlichen Aufforderung angeht. Nein – was ihren Inhalt betrifft. Elektronische Rechenmaschinen haben nämlich nicht nur in Wirtschaft und Verwaltung, in Wissenschaft und Forschung ihre Daseinsberechtigung längst nachgewiesen. Sie sind auch in militärischen Führungsstäben nicht mehr zu entbehren; denn sie vermögen schwierigste Rechenoperationen in kürzester Frist zu bewältigen – schneller und zuverlässiger als eine ganze Gruppe geübter Mathematiker. Da ergibt sich natürlich die Frage: Wie macht die Maschine das eigentlich?

Gestatten Sie zur besseren Erklärung eine Gegenfrage:

Kennen Sie die Geschichte von dem kleinen Mann im Kühlschrank? Dieser kleine Mann sorgt dafür, daß die Temperatur in Ihrem Kühlschrank immer nahezu konstant bleibt.

Daß er nicht wie ein Mensch aussieht, sondern aus Drähten, Kontakten und anderen elektro-

technischen Bauelementen besteht, weiß heute jedes Kind. Man „sagt" dem Temperaturregler, welche Temperatur er einhalten soll, und der schaltet das Kühlaggregat dann ein, wenn die Temperatur weit genug angestiegen ist und schaltet es wieder ab, wenn es im Kühlschrank genügend kühl geworden ist. Der Temperaturregler kann also dem Kühlaggregat zwei verschiedene Befehle, nämlich „ein" und „aus" geben. Außerdem „weiß" er, welche Temperatur er einzuhalten hat. Dieser Temperaturregler ist nun ein verhältnismäßig einfacher Mechanismus. Man wird ihn nicht mit Elektronengehirn bezeichnen. Dieser Ausdruck ist wesentlich komplizierteren Anlagen vorbehalten, obwohl diese in ihrem Prinzip von dem Temperaturregler kaum abweichen.

Von einer Maschine, der man die Bezeichnung Elektronengehirn zugesteht, verlangt man, daß sie die Mittel der menschlichen Information verarbeiten kann. Diese Mittel sind unsere 26 Buchstaben und unsere 10 Ziffern, wobei die Null als Ziffer gerechnet worden ist. Mit den 26 Buchstaben können wir alle uns bekannten Worte bilden und aus den 10 Ziffern alle endlichen Zahlen zusammenstellen.

Es ist nun verhältnismäßig leicht, eine elektronische Einrichtung zu entwerfen, die zwei verschiedene Zustände repräsentieren kann. Denken wir doch nur an das Beispiel unseres Kühlschrankes. Dort gab es die Zustände „ein" und „aus". (Man kann anstelle von „ein" und „aus" auch solche Zustände wie „positiv" und „negativ" verwenden.) Ihnen wollen wir nun Ziffern zuordnen, z. B. dem Zustand „ein" die Null und dem Zustand „aus" die Eins. Für unser Zahlensystem brauchen wir dann noch acht weitere Zustände. Damit wird die Angelegenheit aber problematisch. Doch wozu wollen wir unbedingt mit 10 Ziffern rechnen?

Für die Mathematiker ist es schon lange kein Problem mehr, ein Zahlensystem mit z. B. 12 Ziffern anzugeben, und es ist ebenso gut möglich, ein Zahlensystem mit nur zwei Ziffern zu entwerfen. Letzteres ist genau das, was wir für unser Elektronengehirn brauchen. Doch wie rechnen wir nun unser Dezimalsystem in das binäre Zahlensystem um? Uns stehen ja nur noch die 1 und die 0 zur Verfügung. Die Eins kann 1 bleiben. Dann wäre für die Zwei 10 möglich, für Drei 11, für Vier 100, für Fünf 101 usw. Eins und eins sind dann nicht mehr zwei, sondern 1 + 1 = 10; und umgekehrt 10 + 10 = 100, also zwei plus zwei sind vier. Man kann also auch im binären Zahlensystem richtig rechnen. Allerdings müssen wir feststellen: Was wir an Ziffern einsparen, muß durch eine höhere Stellenzahl wettgemacht werden. Wer Lust hat, bis sechzehn weiterzuzählen, kann sich selbst überzeugen: Während die Vier noch 100 war, ist die Acht bereits 1000, die Sechzehn schon 10 000.

Zur Information hier noch einmal die vollständige „Übersetzung" der ersten Dezimalzahlen in das Binärsystem:

Dezimal:

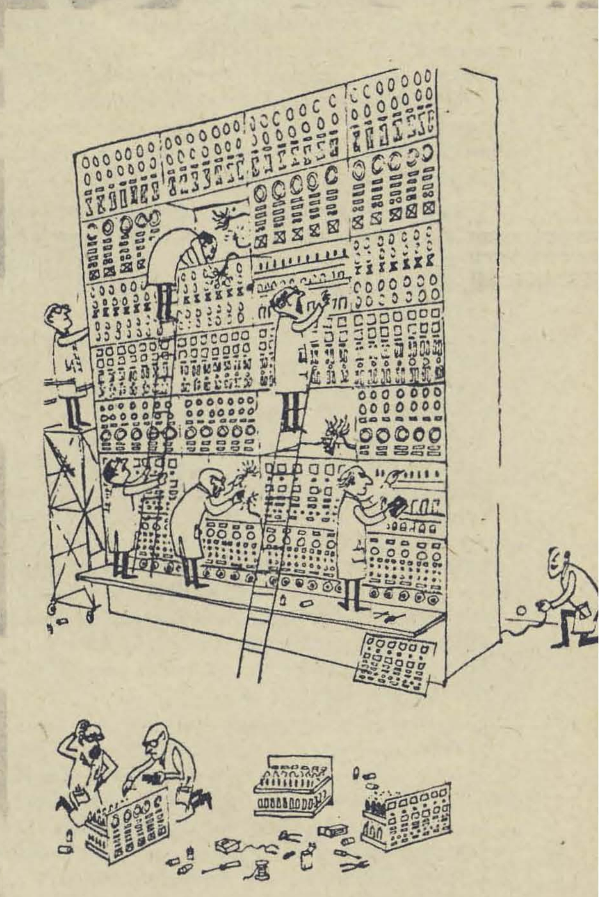
0 – 1 – 2 – 3 – 4 – 5 – 6 – 7 – 8 – 9 – 10

Binär:

0 – 1 – 10 – 11 – 100 – 101 – 110 – 111 – 1000 – 1001 – 1010

Die einstellige Zahl ist im binären Zahlensystem die kleinstmögliche Informationseinheit. Für diese kleinste Informationseinheit hat man die Bezeichnung „bit" gewählt, abgeleitet von binary digit, dem englischen Ausdruck für binäre Ziffern. Man braucht vier bit, um die Acht darzustellen und fünf bit für die Sechzehn.

Das binäre System gibt uns also die Möglichkeit, alle Zahlen durch eine elektrische Einrichtung, die nur zwei voneinander verschiedene Zustände annehmen kann, auszudrücken. Diese Zustände können zum Beispiel „ein" und „aus" sein. Allerdings muß eine große Anzahl „ein"-und-„aus"-



„Ich glaube, das ist der Fehler!" aus „Zápisník"

Zustände in einer solchen Anlage möglich sein, da im binären Zahlensystem die Stellenzahl viel größer ist als in dem uns geläufigen zehnziffrigen Zahlensystem.

Nun benötigt der Mensch für Zwecke der Information aber nicht nur die Ziffern, sondern auch die Buchstaben. Da die Anzahl der Buchstaben viel größer ist, als die der Ziffern im Dezimalsystem, benötigen wir zur Darstellung eines Buchstaben durch binäre Kombinationen immer mehrere bit.

Will man aus den Buchstaben Worte und aus den Worten Sätze bilden, so benötigt man eine große Menge von binären Schritten, also von kleinsten Informationseinheiten, den bits. Verwendet man z. B. ein binäres System, bei dem je Buchstabe sieben bit erforderlich sind, so benötigt man für ein Wort mit sechs Buchstaben 42 bit. Für einen Satz aus fünf Worten zu durchschnittlich je sechs Buchstaben sind also 210 bit erforderlich. Eine Einrichtung, die beispielsweise in der Lage ist, 10 000 bit zu verarbeiten, kann fünfzig Sätze mit je 200 bit aufnehmen. Das menschliche Gehirn besteht demgegenüber aus mehreren Milliarden Nervenzellen und kann ebensoviele bits verarbeiten. Abstrakt und schematisch gesehen: Ein menschliches Gehirn mit 10 Milliarden bit kann 50 Millionen Sätze zu je 200 bit aufnehmen. Das läßt erkennen, welch ungeheuren Erfahrungsschatz der Mensch in seinem Gehirn zu speichern vermag.

Moderne elektronische Rechenautomaten enthalten im allgemeinen jedoch nicht so einfache elektrische Schaltungen, deren zwei mögliche Zustände durch „ein" und „aus" gekennzeichnet sind. Man verwendet dort kleine Ferritkerne, deren Magnetisierungszustand als Kriterium dient. Der gewünschte Magnetisierungszustand wird durch Stromimpulse, die durch eine auf den Kern aufgebrachte Wicklung gesandt werden, hergestellt. Der Ferritkern hat zwei stabile Zustände, die eine Informationsverarbeitung ermöglichen. Da ein solcher Kern den einmal hergestellten magnetischen Zustand beibehält, bis er gewollt in den anderen überführt wird, bezeichnet man ihn auch als Speicherelement. Zur Ausführung von Rechenoperationen benötigt ein elektronischer Rechenautomat außer diesen Speicherelementen noch eine große Anzahl anderer elektronischer Bauelemente wie Röhren, Dioden und Transistoren.

In den letzten Jahren ist eine Vielzahl solcher Anlagen entwickelt worden. Mit ihnen können die Rechenzeiten, die zur Lösung bestimmter Aufgaben der Praxis früher mehrere Wochen betrugen, auf Minuten verringert werden. Die Lösung bestimmter Aufgaben ist durch solche Anlagen überhaupt erst ermöglicht worden. In der DDR ist vom VEB Carl Zeiss Jena ein Rechenautomat mit der Bezeichnung ZRA 1 entwickelt worden. Dieser Rechenautomat wird in Instituten und staatlichen Dienststellen eingesetzt. Der ZRA 1 hat eine Kapazität von 4000 Speicherplätzen. Es gibt aber heute auch schon Rechenautomaten, die 100 000 Speicherplätze haben.

Vergleicht man einen solchen Rechenautomaten mit einem menschlichen Gehirn, so stellt man fest, daß er mit einem Bruchteil der Speicherplätze auskommt, über die das menschliche Gehirn verfügt. Wie kommt es aber, daß eine solche Maschine leistungsfähiger als ein Mensch sein kann? Die wichtigste Ursache hierfür ist, daß der Mensch die Speicherplätze in seinem Gehirn nicht beliebig freimachen kann, um sie erneut für etwas anderes zu verwenden. Man kann nicht auf Befehl vergessen. Ein elektronisches Speicherelement tut aber immer das, was der Mensch will. Er muß seinen Wunsch nur in eine der elektronischen Anlage verständliche Sprache übersetzen. Aber nicht nur die freie Verfügbarkeit über alle Speicherplätze ist es, worin das Elektronengehirn dem menschlichen Gehirn überlegen ist, sondern auch an Schnelligkeit ist es ihm voraus. So leiten die Nervenfasern den Informationsstrom mit einer Geschwindigkeit von etwa 200 m/s, während der elektrische Strom in den Leitungen einer elektronischen Anlage in jeder Sekunde einige 10 000 km zurücklegt. Diese beiden Geschwindigkeiten verhalten sich etwa 1 : 100 000. Ich erwähnte beiläufig, daß der Wunsch des Menschen in eine Sprache übersetzt werden muß, die die elektronischen Bauelemente „verstehen". Diese Tätigkeit nennt man in der Fachsprache programmieren. Einen elektronischen Rechenautomaten kann man also nicht so einfach handhaben, wie eine elektrische Addiermaschine oder eine elektrische Registrierkasse. Das Programmieren eines bestimmten Rechnungsganges wird in der Praxis im allgemeinen von Mathematikern ausgeführt. Das ausgearbeitete Rechenprogramm kann dann dem Rechenautomaten auf verschiedene Arten zugeführt werden. Am bekanntesten ist hierbei die Verwendung von Lochkarten. Für umfangreichere Programme gibt es auch Lochstreifen, die von einer mit einer Tastatur ausgerüsteten Maschine gestanzt werden. Aber auch mit Hilfe von Magnetbändern, ähnlich den Magnettonbändern, kann dem Automaten das Rechenprogramm zugeführt werden. Die Ergebnisse der Rechnung werden meist von Druckwerken gedruckt, die unmittelbar an den Automaten angeschlossen sind.

Elektronengehirne – oder exakter ausgedrückt, elektronische Digitalrechner – gehören in den meisten Fällen zum Bestandteil kybernetischer Anlagen. Sie sind, ähnlich wie Analogrechner, das Kernstück verschiedener automatischer Anlagen. Zuverlässige Gehilfen bei der Bewältigung komplizierter Probleme der modernen Truppenführung können sie sein, wenn befohlen wird: „Elektronenhirn beim Stabschef melden!"

Kultur ist, *wenn man's trotzdem macht*

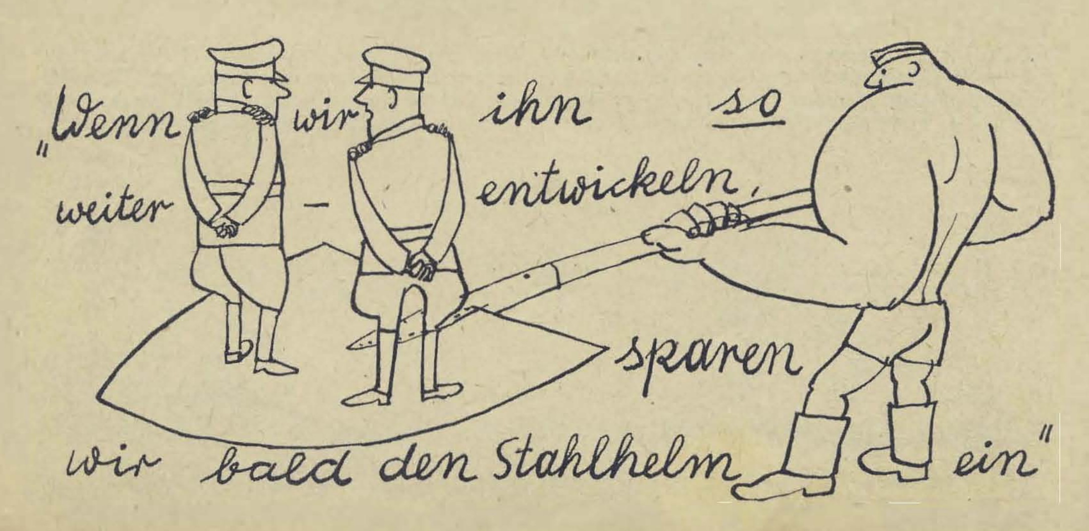
Aus dem Tagebuch des FDJ-Sekretärs Oberleutnant Popow

23. Mai

Der alte Schießplatz gleicht einer riesigen Baustelle. Unsere Soldaten roden den Wald und verlängern damit die Schußbahnen, planieren die Feuerlinie und setzen Betonbauteile in die Gräben, die sie zuvor mit Schaufeln und Spaten aushoben. Straßenbaumaschinen und Straßengrader, Panzerschlepper und Kraftfahrzeuge, Kipplader und ein Sägegatter, alles wurde herbeigeholt, um den modernsten Schießplatz der Armee termingerecht fertigzustellen. Nicht genug, daß die Sonne auf unsere nackten Oberkörper brennt – wenn so ein Koloß von Straßenbaumaschine über den Platz dröhnt, müssen wir Mund und Augen schließen: Staubwolken, nichts als Staub!
Pause! Wir lassen uns ins Gras fallen. „Ist ja lächerlich", meint Soldat Will, „vergangenes Jahr haben wir genau die gleiche Bahn gebaut. Jetzt wird das Ding zugeschüttet, und wir bauen sie an einer anderen Stelle." „Aber mit einem anderen Winkel zur Feuerlinie und einer größeren Entfernung", entgegnet jemand. „Was hier bloß alles modern sein soll, das verstehe ich überhaupt nicht", läßt sich wieder Soldat Will vernehmen. „Da brauchen Sie nur einmal zur Panzerfahrschulstrecke zu gehen", rät Zugführer Oberfeldwebel Zilm. „Dort ist alles automatisiert, mit eingebauten Fernsehkameras kann der Leitende jede Bewegung des Panzers und jeden Fehler genau beobachten und registrieren." „Na und? Was haben wir als Mot.-Schützen denn davon? Was nützt uns das, wenn im Unterschied zu vorher nicht zwei oder drei Mann, sondern neun zu gleicher Zeit schießen können?" Das Gespräch erlahmt, die Sonne brennt heiß, und die Pause ist kurz.

25. Mai

Vor mir auf dem Tisch liegen die Dokumente der zweiten Bitterfelder Konferenz. Da ist ein Gedanke, der alles durchzieht: Der Zusammenhang zwischen wissenschaftlich-technischer Revolution und der Kulturrevolution.
Im ersten Halbjahr hatten wir in unserem Bataillon eine Kapelle, eine Singegruppe und einen Mal- und Zeichenzirkel. Einige Bastelfreunde bauten ein neues Schießausbildungsgerät. Der „nur singende Soldat" reicht also nicht mehr aus. Wir brauchen den vielseitig technisch interessierten Soldaten, der rechnen kann, in der Physik und Elektrotechnik Bescheid weiß und seine Kenntnisse für eine niveauvollere politische und militärische Ausbildung hergibt. Fordert der moderne Schießplatz uns nicht auf, in neuen Zusammenhängen zu denken und nach neuen Maßstäben zu handeln? Welche Technik ist auf dem Schießplatz investiert? Welche Folgen und welche Bedeutung hat das alles für unsere Einheit? Meine Gedanken darüber bleiben verschwommen, nur eines kristallisiert sich heraus: Wir brauchen fürs erste ein Forum. Mögliches Thema: Die technische Revolution, unser Schießplatz und wir.
Am 15. Juni werden wir, die Erbauer, zeigen müssen, wie der Schießplatz genutzt werden soll. Rasch müssen wir also vom Bauen zur Nutzung umdenken.



Ist das Forum gerade jetzt zweckmäßig, reicht die Zeit? Trotz Schippen und Schippen: Unsere Soldaten bewegen Fragen, und die bedürfen einer Antwort. Die Muskeln stählen sich, für den Kopf tun wir zu wenig.

27. Mai

Mich bedrückt es, daß ich mit dem Forum noch nicht zu Rande komme. Beim Frühstück sage ich dem Kommandeur unserer Einheit: „Ich habe schon mit dem Stellvertreter des Regimentskommandeurs für Technik und Ausrüstung gesprochen, ich möchte während der Zeit der Vorbereitung auf die Lehrvorführung ein Forum organisieren über die technische Revolution und unseren neuen Schießplatz. Vor allem für unsere neuen Soldaten wäre das sehr wichtig." Er braust auf: „Aber doch nicht jetzt, wo so eine wichtige Lehrvorführung vor uns steht, überlegen Sie mal, der Minister kommt!" — „Aber das muß und kann man doch nur im Zusammenhang betrachten", entgegne ich. „Nein, jetzt müssen wir uns nur auf einen Schwerpunkt konzentrieren, die Exerziervorschrift durchsetzen und aus Bauarbeitern wieder Soldaten machen. So ein Forum ist später auch noch möglich. Außerdem ist das Problem der technischen Revolution bei uns nicht so wichtig, wir können doch keine neuen Waffen oder Panzer entwickeln. Es kommt darauf an, daß der Soldat das Gefechtsfeld gut beobachtet und die Lage schnell erfaßt. Mit Kultur und geistigem Leben einverstanden, aber das A und O ist die Gefechtsbereitschaft und eine gute Ausbildung. Darauf ist alles auszurichten. Sie sind ja jetzt in meiner Schulungsgruppe, da können Sie sich noch einmal richtig mit den Vorschriften beschäftigen." Ich erwidere etwas erregt: „Fakt ist, daß der Kulturwettstreit Teil des Wettbewerbes ist und unser geistig-kulturelles Leben nicht mehr den Anforderungen entspricht. Brauchen wir nicht schleunigst naturwissenschaftliche Zirkel?" — „Na machen Sie doch, beginnen Sie doch, aber nicht jetzt." — „Das kann ich nicht aus dem Handgelenk schütteln und schon gar nicht allein." Das Gespräch ist beendet.

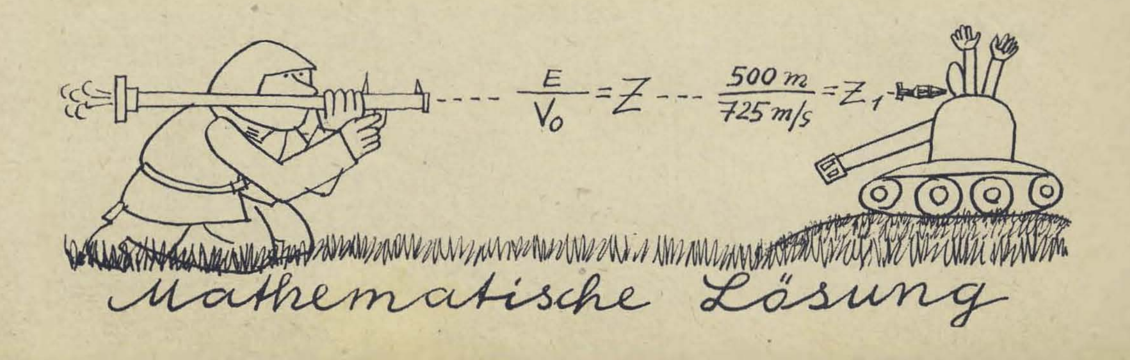
Also, der Wind ist aus den Segeln! Aber ich nehme mir vor, ab sofort intensiver mit der Kompanie von Oberleutnant Mademann zu arbeiten, um zu beweisen, wie sehr das geistig-kulturelle Leben mit hoher Gefechtsbereitschaft zusammenhängt. Einfach wird's nicht, jedoch: Kultur ist, wenn man's trotzdem macht.

28. Mai

Morgenappell in unserer Einheit. Die Neuen neben den Alten. Der Kommandeur stellt die Kompaniechefs, den Stab und die Bataillonsleitung vor. Mein Blick gleitet hinüber zur Kompanie Mademann. Der ganz Kleine da, das ist Gefreiter Volkmar, Tischler von Beruf. Er bastelt gern. Zu Hause hat er sich seine Wohnungseinrichtung selber gezimmert. Hier bei uns baut er in der Freizeit Ausbildungsgeräte für das Zielen mit Vorhaltemaß und für das KK-Schießen. Auf meine Frage, warum er das tue, antwortete er einmal: „Ich helfe der Kompanie und bleibe in der Übung. Wenn ich erst nach achtzehn Monaten wieder einen Hobel in der Hand hielte, käme mir das komisch vor."
Ich war auch dabei, wie sich der Gefreite Volkmar anläßlich des bevorstehenden 15. Jahrestages der Gründung der Republik verpflichtete, das Bestenabzeichen zu erringen, das Schwimmabzeichen Stufe III zu erwerben, die 3. Einzelgefechtsübung mindestens mit „gut" zu schaffen, die Normen der Gefechtsbereitschaft zu unterbieten und einem anderen Genossen das Schwimmen beizubringen.
Oder dort, am linken Flügel des 1. Zuges, ein erst vor kurzem eingezogener Soldat, der Genosse Derlig. Er war hauptamtlich in einer Berliner FDJ-Kreisleitung beschäftigt. Vor kurzem sagte er: „Man spricht jetzt oft vom Brief Walter Ulbrichts an Erhard, aber vieles dringt nicht bis zum letzten Soldaten durch. Meine Interessen: Musik (Schallplatten, Ernst Busch, Tschaikowski), Theater (Felsenstein) und alles Neue auf dem Gebiet der Lasertechnik. Mit Schallplattenabenden könnten wir schnellstens beginnen."
Oder Gefreiter Propp, ein feinfühliger, disziplinierter und fleißiger Genosse, Erzieher von Beruf. Erst kürzlich bemerkten wir, daß er gerne kleine Erlebnisse aus dem Soldatenleben aufschreibt. Er tut das im Verborgenen. Wir müssen ihn fördern, er sollte öffentlich lesen. So ließe sich über jeden berichten. Welch einen Klangkörper hat da der Kompaniechef, wenn er alle Saiten zum Klingen bringt. Ist sich Oberleutnant Mademann dessen bewußt?

3. Juni

Über das Zeltlager senkt sich der Abend. Kompaniechef Mademann hat die militärischen Saiten tüchtig klingen lassen. Soldat Berger fragt: „Ob die Ausbildung immer so streng ist wie



jetzt? Die Hitze macht mir zu schaffen.“ Soldat Graßhoff erwidert: „Wieso? Bei uns in der Kompanie ist das normal, sonst wären wir nie beste Einheit geworden.“
Abends, vor dem Schlafengehen, wird im Zelt der Kompaniechefs das Thema Lasertechnik und Fernmeldewesen diskutiert. Aber die Nacht bis fünf Uhr früh ist kurz und so igelt sich bald ein jeder ein. Ich aber tippe noch einmal beim Genossen Mademann an: „Sag mal, kannst du dir ein Bild davon machen, welche Bücher deine Soldaten lesen?“ – „Ich will dir was sagen“, entgegnet er, „die Schriftsteller sind zum großen Teil alles Schönfärber. Ich habe bisher nur drei belletristische Bücher gelesen.“ – „Also bist du ein Mensch, der nur von Begriffen und von der Logik zehrt?“ Er bejaht. Mich packt der Eifer, und ich erzähle ihm, daß auch die Kunst eine Waffe sei. Zu meiner Verwunderung läßt er mich reden und reden. Da stelle ich fest, er ist eingeschlafen.
Wollte er mich mit seinen drei Büchern auf die Schippe nehmen? Eine Situation taucht aus der Erinnerung auf. Während der letzten großen Übung zog Mademann die „Wolokolomsker Chaussee“ aus der Kartentasche und las bei Kerzenschein seinen übermüdeten Soldaten den „Tabakmarsch“ vor.



Zeichnungen: Paul Klimpke

15. Juni

Heute endlich klopft das zweite Ausbildungshalbjahr auch an unsere Pforten. In den Kompanien finden Appelle statt. Oberleutnant Mademann stellt den Angehörigen der Kompanie alle seine ehrenamtlichen Helfer vor: die aktivsten Soldaten und Unteroffiziere, den Parteigruppenorganisator, den FDJ-Sekretär, die Agitatoren, den Literaturobmann usw. Das ist neu. Mademann scheint sich einiges vorgenommen zu haben.
„Ich habe schätzen gelernt, daß man mit einem festen Kollektiv alles erreichen kann“, sagte er kürzlich auf einer Parteiversammlung.

17. Juni

Fünf Schützen sehen eine Tafel vor sich, eine ganz normale Schultafel. Aber der Unterricht findet im Gelände statt. An einer neuen Waffe. Der Gruppenführer, Unteroffizier Reich, stellt Rechenaufgaben, Berechnungen mit der Entfernungsmeßskala.
„Gefreiter Neise, berechnen Sie ...“ Genosse Neise nimmt die Kreide und führt sie stockend über die Tafel. Die Zahlen reihen sich nur mühsam aneinander. „Ist das jetzt schwerer?“ frage ich in der Pause den Soldaten Görtler. „Ja, ich muß die neue Waffe mit beiden Händen halten.“
„Nein, ich meine das Rechnen?“ – „Nicht so schlimm, ich habe die 10. Klasse.“ – „Die Zeiten sind jedenfalls vorbei, wo wir im Handumdrehen die Scheiben getroffen haben“, meint Gefreiter Neise. Er hat nur die 7. Klasse. Da lenkt ein Zugführer, der Unterfeldwebel Miller ein: „Wenn eine neue Waffe kommt, muß man auch mehr lernen, das ist ganz klar.“ Ich ergänze: „Wir müssen uns überlegen, wie wir den mangelnden Mathematik-Kenntnissen abhelfen können.“ Unterfeldwebel Miller nickt mit dem Kopf: „Wenn ich sehe, wie die Offiziere in der Grundlagenausbildung Mathematik lernen und die Aufgaben mit meinen Kenntnissen vergleiche, obwohl ich die 12. Klasse habe ...“ Er winkt ab. „Also: Aufgaben besorgen und einen Zirkel gründen. Alle mit einbeziehen. Bücher für kleine Wettbewerbe stiftet die FDJ-Leitung. Wie denkt ihr darüber? Genosse Görtler stimmt zu: „Das wäre schon etwas, da sind wir dabei.“ Die Pause ist beendet. Das Rechnen verlangt neue „Opfer“.

In der Kompanie Mademann ist ein Klub im Bau, d. h. er wird vollkommen neu gestaltet. Hauptfeldwebel Ullrich trägt zum Bitterfelder Weg auf seine Art bei. Er schickt seinen Schreiber sogar bis Dresden, um Material zu beschaffen. Er ist auch in diesen Dingen die treibende Kraft, das muß man ihm lassen. Er ruft den Soldaten Derlig zu sich und sagt: „Hm, Sie haben doch Ahnung von der Dekoration, hängen Sie doch mal dieses Bild an diese kahle Wand.“ Genosse Derlig, einstiger Theaterdekorateur an der Komischen Oper bei Professor Felsenstein.

rennt los und besorgt Hammer und Nagel. Sachkundig entscheidet er sich für die linke Wandseite. Da befiehlt der Hauptfeldwebel: „Hängen Sie das Bild genau in die Mitte, anders sieht das ja unmöglich aus." Meine Ideen sind mir hier die liebsten, mag er sich gedacht haben.

2. Juli

Derligs umstrittene Sachkenntnis in punkto Bilderaufhängen hat die FDJler der Kompanie nicht daran gehindert, ihn zum Sekretär zu wählen. Seit seinem ersten Urlaub verbringen er und seine Stubengenossen manche freie Minute in der Gesellschaft von Tschaikowski, Ernst Busch, Marlene Dietrich und anderen. Als das erste Mal das Erste Konzert von Peter Tschaikowski erklang, meinte einer nach andächtigem Zuhören: „Für den Anfang ganz gut, doch haste nicht auch Jazz?"

13. Juli

Das ist heute wie in einer kleinen Feierstunde. 17 Unteroffiziere, zwei Offiziere und ein Soldat sitzen beieinander zum vierten Unteroffiziersgespräch mit dem Thema: Geht der Treffer vor Klarsicht? Den ersten Diskussionsbeitrag liefert Marlene Dietrich. Ihre Frage: „Sag mir wo die Blumen sind?" Erich Weinert und Bertolt Brecht geben eine unzweideutige Antwort. Ich blicke in die Runde. Aufmerksame Gesichter. Wer wird von uns als erster sprechen? Unteroffizier Rolczak hat sich erhoben. „Wissen Sie, Genosse Oberleutnant, Sie sagten mir vor kurzem, ich hätte eine falsche Meinung. Aber ich bleibe dabei: Erst mal schießen können – danach alles andere. Gute Schießergebnisse sind immer gut, für viele politische Gespräche werde ich aber als Unteroffizier nicht belobigt!"
Hauptmann Schmahlfuß kontert: „Letzteres ist ein Mangel in unserer Arbeit. Aber treffen und wissen wofür, das macht unsere Stärke."
Eine Diskussion entbrennt, jeder hat etwas zu sagen, auch Unteroffizier Rolczak meldet sich noch einmal zu Wort: „In militärischen Dingen, Genossen, macht mir keiner so schnell etwas vor. In politischer Hinsicht ist das viel komplizierter. Ich habe acht Klassen, manche in meiner Gruppe aber zwölf. Habt ihr auch mal daran gedacht?" Genosse Rolczak hat Recht, deshalb ja dieser Abend. Alle sind sich einig: Wir werden wieder zusammenkommen und zwar jeden Monat.

15. Juli

Dieser Julitag war das, was die Angehörigen der Kompanie Mademann unter einem „kleinen Parteitag" verstehen. Auf dem Dienstplan stand: Polituntenicht.
Das Gespräch über die technische Revolution im Militärwesen plätscherte mäßig dahin. Von Raketen war die Rede und von den stärkeren Bataillonen. Dann fiel ein Wort, und danach herrschte Schweigen.
„Kybernetik?" wiederholt einer die Frage des Unterrichtsgruppenleiters. „Kybernetik? Das sind Automaten, Rechenmaschinen und so. Keiner weiß da etwas Genaues. Wir sind keine Wissenschaftler."
„Und wollen auch keine werden", ergänzt ein Gefreiter entschieden.
„Freilich nicht", lenkt ein anderer ein, „aber ich frage euch, ist so was nicht interessant?"
„Ich sage da ja", läßt sich der bis dahin schweigsame Gefreite Volkmar vernehmen. „Man sagt, wir hätten den modernsten Schießplatz der Volksarmee gebaut. Automaten erledigen, was früher mit der Hand gemacht werden mußte, sogar die Fernsehtechnik spielt dabei eine Rolle. Wir haben gebuddelt und gebuddelt. Wie das alles so technisch funktioniert, wer weiß das denn schon? Also: Ich bin für solche Gespräche, auch über Kybernetik."
Der kleine Gefreite hat die Zustimmung auf seiner Seite. Das überrascht ihn, und er setzt sich betreten.
Soldat Derlig, der FDJ-Sekretär, bittet ums Wort.
„Worüber wir jetzt reden, das sind wirklich unsere Probleme, und was Volkmar sagt, ist natürlich auch eine Kritik an der FDJ-Arbeit. Wir wursteln so dahin, tun mal hier was und mal dort was – das ist die Wahrheit. Uns fehlt ein gut durchdachter Plan, und da wird's schon schwierig. Seit April bin ich Soldat, draußen hab' ich FDJ-Arbeit gemacht. Wie man hier Dienst und Freizeit richtig unter einen Hut bringt, was man anpackt und was man sein läßt, dafür fehlt mir die Erfahrung. Ihr wißt selbst, auch von der Arbeit des Klubrates fehlt bis jetzt doch jede Spur."
„Aber er existiert, das ist immerhin ein Fortschritt", unterbricht ihn der Gefreite Westphal. „Ich bin der Vorsitzende – sagt der Kompaniechef."
Erstaunte Gesichter – Westphal erklärt: „Oberleutnant Mademann traf mich, kurz bevor er in Urlaub fuhr, in der Gaststätte. Er sagte mir, es müsse jetzt mit der Kultur endlich vorwärts gehen und ich sei ab nun der Klubratsvorsitzende. Wir tranken auch ein paar Bier darauf, bloß wo es nun langgehen soll, das müssen wir noch klären."
„Geredet haben wir schon oft, aber geändert hat sich nichts", wirft der Gefreite Schulze resignierend dazwischen. Zustimmendes Kopfnicken von rechts und links. Aber Westphal gibt nicht auf: „Wir müssen das schaffen, wir sind doch selber unzufrieden, so geht's doch nicht weiter. Und ich habe auch schon 'rumgehorcht. Es gibt Interessenten für einen Mathematikzirkel. Sechs Genossen und ich interessieren sich für Hörspiele. Wir werden uns den ‚Werner Holt' vornehmen und eine interessante Sendung produzieren. Uns macht das Spaß, und alle, die die Prüfung für das Abzeichen für gutes Wissen ablegen wollen, haben eine gute Unterstützung."

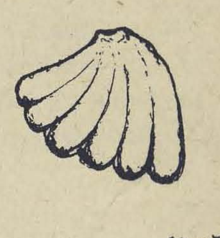
(Fortsetzung auf Seite 49)

Schatzsucher



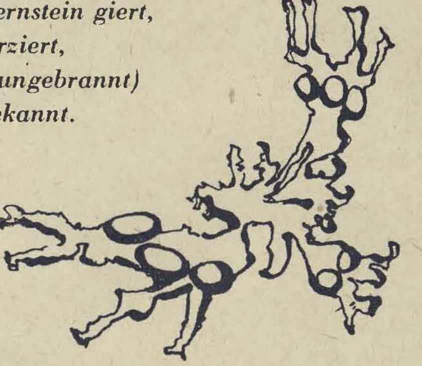
Nein, sie kniet am Ende hier
nicht nur als Geländezier,
sondern sucht (recht ungekämmt)
Bernstein (echt und angeschwemmt).

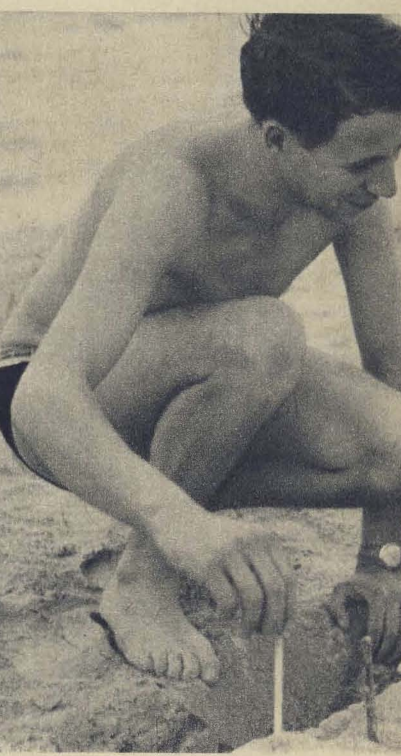


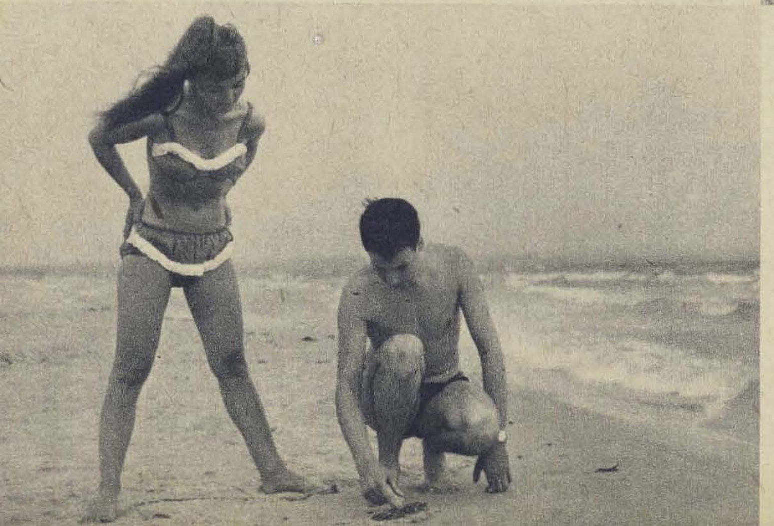


Der liegt meistens unterm Tang,
deshalb geht sie hier entlang.
Meereswoge meint: „Gluck, gluck,
sie ist selbst so schön wie Schmuck!“

Ob er auch nach Bernstein giert,
oder ob sie (weiß verziert,
gut gebaut und braungebrannt)
ihn gelockt, ist unbekannt.

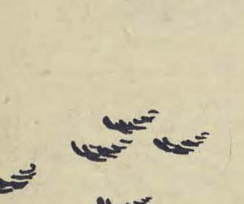






Hier ist man mit Griff und
froh vereint auf Schiff im S
und sein Auge kühn verschl
wie die Woge steigt und sin

Ob sie jetzt die Dünen wählen,
um das Seegras abzuzählen,
sich ein Pilzgericht zu suchen,
woll'n wir nicht konkret verbuchen.





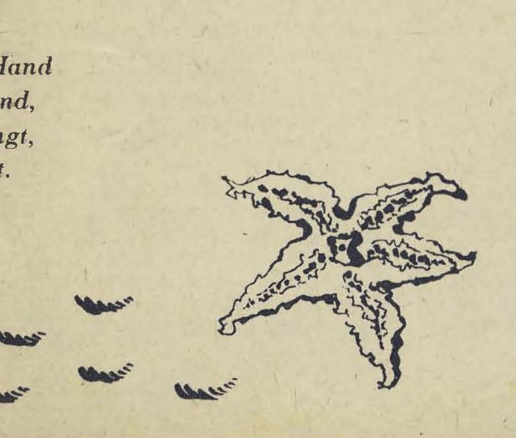


Guterletzt und jedenfalls
hat sie Bernstein jetzt am Hals.
Beide sind (wer hätt's geahnt?)
sichtlich eheangebahnt.

Wer allein (und es nicht gern ist)
suche Stein (der nicht aus Bern ist)!
Wer galant (und von der Truppe)
findet selbst im Sand''ne Puppe.

Helmut Stöhr

Hand
nd,
gt,
t.





Spatz Schlaukopf entdeckt

Helden mit Romanen aber keine Romanhelden



Lang, lang ist's her, als das Fräulein Ahrens diese Karte erhielt. Der Poststempel vom „20. 6. 17" verrät: Das war mitten im Krieg. Als die Eichenapostel es wahrmachen wollten, daß all das „deutsches Land" werde, „wo die starken Ströme brausen", an der Donau wie an der Weichsel. Die Kehrseite dieser Karte aber heißt: „Liebe Anna, können wir wohl wieder einen Käse bekommen?"

Längst ist aus dem Fräulein Ahrens die mir namensverwandte Frau Vernunft geworden, und da sie auch die Eierablieferungsstelle des Dorfes leitet, ließ ich mich in Gallin bei ihr nieder. Im Tischkasten der Frau Vernunft liegen die Eierabrechnungen einträchtig neben den alten Postkarten. Aber draußen? Viel Wasser ist seit dem Jahr 17 die nur 20 Kilometer entfernte Elbe nordseewärts geflossen. Fräulein Ahrens hatte damals die zweiklassige Dorfschule besucht. Heute gehen die schulpflichtigen Galliner auf die polytechnische Oberschule. Auch die mehrere hundert Jahre alte Eiche mitten im Dorf habe ich nicht mehr „sausen" hören. Dafür bedeutet ein Emaille-Uhu am Stamm: Sie steht unter Naturschutz. Im und durch das Dorf sausen aber die Feuerstühle und nicht selten auch die Traktoren. Sage mir noch einer, die jungen Mecklenburger hätten kein Temperament! „Die Maschine gibt heute im Dorf den Ton an, unwiderruflich!" sagt Herr Vernunft. Er, der einst Pferde züchtete, sagt es nicht ohne Wehmut. Einst hatte die Familie Vernunft auch einen Sohn. Von der Donau, aus Budapest erhielt sie den allerletzten Feldpostbrief von ihm. Heute sitzen im Galliner Dorfklub abends oft Soldaten bei einem Glas Bier. Ganz in der Nähe liegt eine Grenzeinheit. Die Schwarz-Weiß-Roten werden nicht mehr bis zur Donau kommen, ja nicht einmal mehr über die Elbe. Vor kurzem waren aber auch Soldaten ohne Uniform nach Gallin gekommen . . .



Es liegt in des Buches Zeilen
geheimnisvoller Klang.
Ach, könnte ich doch teilen
den liebevollen Gang.

„Ist in Gallin bald wieder mal was los?" fragte am 13. 1. 1921 der Absender „W. L." das Fräulein Ahrens. Offenbar konnte der Romanheld mit dem stets blütenweißen Vatermörder auch seinerzeit zu ihrerzeit nicht alle Mädchenträume stillen. Und da sollten es heute gewisse Zeitungshelden?



Da gibt es nämlich den (Zeitungs)Märchenprinzen Theo. „Auf dem Traktor jedenfalls ist er ein As!" schrieb eine Zeitung. Welch ein Wunderkind! War er doch erst vier Wochen in Gallin, hat vorher nie einen Traktor gefahren und als früherer Melker von der Feldwirtschaft so viel Ahnung wie ein Traktorist vom Kuheuter.

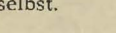
Und da gibt es auch die heroischen Helden. „Das ist Ehrensache! Wir gehen in die Landwirtschaft!" sollen die Reservisten gesagt haben. Aber es sind vergeßliche Helden. Denn sie können sich an diese

Worte nicht mehr erinnern. Sie kamen ohne große Worte. Das Dorf brauchte ihre Hände und ihren Verstand, und dabei verstanden sie selbst, daß sie hier nicht nur ihr Auskommen, sondern auch ein Fortkommen haben.

Und es gibt auch die DV-Helden. Die „gute ‚innere Ordnung'" auf ihrer Stube hat bisher nur der Reporter entdeckt, sagen die Galliner Reservisten.

Und schließlich soll es da Kriminalromanhelden geben. Die erste große Überraschung für unsere Reservisten war: Zu viert erhielten sie eine Neubauwohnung mit einem von der LPG gekauften Möbelsatz, mit einem piekfeinen Bad und mit einer uralten Kommode, um die sich jeder Möbelhändler reißen würde. Aber die Einbauschränke, die der Reporter dort entdeckt haben will, sind den Genossen bisher verborgen geblieben. Ob in diesen Geheimfächern vielleicht jene Zeitungen mit dem Artikel über die Galliner Reservisten liegen, die man ihnen versprochen hat?

„Ist in Gallin bald wieder was los?" fragte einst W. L. das Fräulein Ahrens. Wer heute nach Gallin zum Tanz kommt — und der findet so alle 14 Tage statt — wird in unseren Reservisten keine Roman- oder Zeitungshelden finden, sondern ... aber hören sie selbst.





Blau Äuglein sind gefährlich
zu sanft ist mir ihr Schein,
Braun Äuglein zu begehrlich,
Schaut man zu tief hinein.

„Ich war nicht beim Rat des Kreises in Hagenow, um mich zu beschweren. Ich habe dort nur gesagt, daß ich weg will. Hier verdiene ich zu wenig. Nicht mal 150 Mark im letzten Monat."

Dies sagte Theo Hasselt. Im Dorf nennen ihn auch manche Theo Lingen. Natürlich hat er mit dem Postkartenhelden nichts gemein. Die Mädchen tragen ja heute weit weniger Stoff mit sich herum, und sie blicken auch, haben sie erst mal die 20 überschritten, nicht mehr so verschämt zu Boden. Aber gefährlich können Äuglein noch immer sein. Verlokken sie einen, in die Stadt zu fahren, während die anderen auf dem Traktor sitzen, so gibt es weniger Arbeitseinheiten und weniger Geld. Und da der Theo im letzten Monat auch noch krank war — schimpfte er am Gehaltstag im LPG-Büro wie ein Rohrspatz über die magere Summe.

Da stand der Traktorist Liedtke, der zu gleicher Zeit nach Gallin kam, anders da. Er hatte 70 Arbeitseinheiten geschafft. Das machte 550 Mark in bar. Dazu kamen 80 Mark Kindergeld und je Arbeitseinheit noch drei Mark vom Staat. Sie bekommt ein Jahr lang als Überbrückungsgeld jeder, der von der Armee in die Landwirtschaft geht. Allerdings ist Genosse Liedtke in der Tat ein As auf dem Traktor. Aber das ist kein Wunder: Er war früher schon Traktorist.

„Auf der alten Oma kann ich nichts leisten", meldet sich wieder der Theo. Mit der Oma meint er seinen Traktor. Ihm, dem Anfänger, hat man einen älteren Typ gegeben. Einen besseren bekommt er frühestens im Herbst. Aber wegen dieser und anderer Eingewöhnungssorgen gibt es ja die drei Mark zusätzlich je Arbeitseinheit. Apropos Sorgen. Ich sage zum Theo: „Weshalb gehst du nicht erst zum LPG-Vorstand, sondern fährst gleich zum Kreis? Wenn du verheiratet bist und der Haussegen hängt schief, läufst du doch auch nicht gleich zum Scheidungsrichter, sondern sprichst erst einmal mit deiner Frau."

Aber Theo: „Der Rat des Kreises ist ja meine Frau, er hat mich nach Gallin geschickt. Aber wegen meiner soll er auch meine Schwiegermutter sein — ich will hier weg."





Wie lieb sollst du mir sein,
wie wollt ich tief im Herzen
nur hegen dich allein.
Und alle Wonn' und alles Glück
mir schöpfen nur aus deinem Blick.

Ein anderer mischt sich ein: „Du weißt ja nicht, was du willst, Theo! Als der Reporter hier war, hast du große Worte gespuckt. Und als er dich fotografieren wollte, hast du mit dem Taschentuch an deinem Traktor noch rasch die Scheiben gewischt."

Gelächter in der Runde. Die Scheiben an Theos Traktor sind längst in die Brüche gegangen. Vielleicht, als er mit dem Traktor im Graben landete. In der Hitze war er auf das Dach des fahrenden Traktors geklettert und am Ende des Ackers nicht schnell genug wieder herunter gekommen — so erzählt man. Der die Lacher mit dem Scheibenwitz auf seiner Seite hatte, war der Reservist Sei-

del. Sicherlich möchte so manche Dorfschöne „im Herzen nur hegen ihn allein". Er sieht gut aus, aber der Blick würde es wohl doch nicht allein machen. Genosse Seidel ist nämlich weder auf den Mund noch auf den Kopf gefallen. Er ist landwirtschaftlicher Assistent und will einmal LPG-Vorsitzender werden. Und vor allem: Er kann auch arbeiten. So wird er nicht nur von den Dorfschönen, sondern auch von den Männern anerkannt, bei letzteren allerdings nicht uneingeschränkt: „Was? Du kennst nicht den Skat mit Spitze? Du weißt nicht, daß man bei einem Handspiel mit der Trumpfsieben eins weiterreizen kann?" Ja, was man so alles, wenn man aus dem Süden, aus Borna kommt – und das soll ja nicht allzuweit von Altenburg entfernt sein – hier im Norden zu hören bekommt. Manchmal plagt den Genossen Seidel auch das Heimweh. Aber bereuen? „Hier brauchen sie Leute, und ich komme hier auch eher an verantwortliche Arbeit 'ran als bei uns im Süden."

Und Genosse Seidel macht jetzt dem Theo die Rechnung auf: „Von Deinem Geld sind doch bereits hundert Mark für das Essen abgezogen. (Mit ihrer Verpflegung kann sich die Armee nicht messen, haben sie mir gesagt.) Und dann die drei Mark je Arbeitseinheit vom Staat. Die kommen doch erst im nächsten Monat. Und am Jahresende nochmals zwei Mark auf die AE von der LPG. Und dann das Korn und die Kartoffeln!"



Noch jemand mischt sich ins Gespräch. „Ich denke. Du willst den staatlich geprüften Landwirt machen? Den Vertrag hast du doch bereits in der Tasche." – „Das kann



ich auch woanders. Melker werden überall gesucht." – „Bisher hast du erzählt: In den Viehstall gehe ich nicht mehr. Und wie willst du als Melker den Feldbau studieren?"

Theo ist kein Romanheld und gibt noch immer nicht klein bei. (Sie können beruhigt sein, werter Leser, er tut es auch nicht am Ende des Berichtes!) Aber Theo ist weder auf den Kopf gefallen (als daß er nicht erkennt, wie schwach seine Argumente sind) noch auf den Mund gefallen (als ob er kein Thema fände, auf das er hinüberwechseln könnte).

Daß sich der letzte als letzter in die Diskussion mischte, ist kein Zufall. Er ist der älteste und ruhigste von allen. und deshalb auch nicht mit dem Buben auf der Postkarte identisch. Aber: Auch er lächelt oft, auf ihn, auf seine Hände, auf seinen Kopf, auf sein Wort kann man sich verlassen, sagen die Kollegen. Genosse Schulz hat Schmied gelernt. Dann war er 12 Jahre bei den Streitkräften. Jetzt will er erst einmal seinen Landmaschinenschlosser machen: „In der Landmaschinenfabrik in Barth, wo ich zu Hause bin, hätte ich immer die gleiche Arbeit gemacht.

Hier gibt es immer was anderes; das ist interessanter, und ich lerne dabei auch mehr!" Und weiterlernen wird er, soviel steht fest, wenn er auch noch nicht genau weiß, mit welchem Ziel. Auch die Menschen in Gallin gefallen ihm. Die Kollegen sind jederzeit hilfsbereit: „Wenn ich was frage, können sie es mir manchmal nicht genau erklären. Hier gibt es keine DV und oft keine Bedienungsvorschrift. Sie haben es im Gefühl oder im Griff. Und dann machen sie es mir vor." Und was das Private anbelangt, so können die „Neuen" die Fernseheinladungen gar nicht alle wahrnehmen.



Vorerst also war unser Theo noch nicht umgestimmt. Auch nicht, als der Genosse Schulz sagte: „Du weißt genau, hier ist Grenzgebiet, deshalb brauchen sie uns besonders in Gallin."

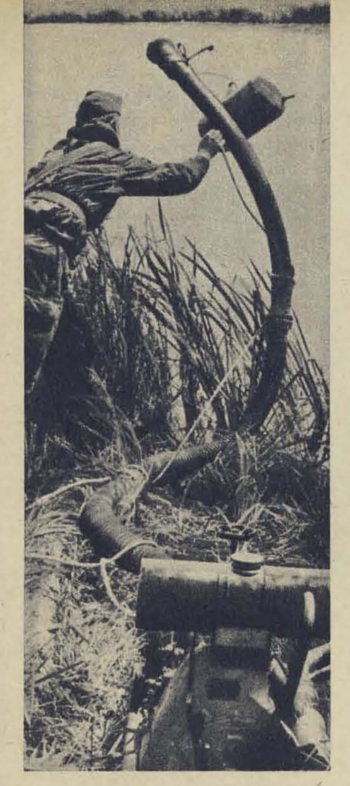
Vom Parteisekretär, der gleichzeitig Theos Brigadier ist, hörte ich wieder diesen Satz: „Der Theo weiß noch nicht recht, was er will." Und dann folgt dieses Urteil: „Der Theo ist doch kein schlechter Kerl. Er trinkt nicht, und arbeiten kann er, wenn er will. Deshalb nehme ich das alles nicht so tragisch."

Kein schlechtes Urteil also, aber ein weit besseres, wenn man es dem Theo persönlich sagen würde und mit ihm seine Sorgen sofort besprechen würde, und nicht erst, wenn der Genosse vom Kreis dazu Zeit hat . . .

So kann ich Ihnen noch keine Lösung bieten. Auf Gott vertrauen? Auch in Gallin ist das aus der Mode gekommen. Am letzten Sonntag hat Genosse Schulz interessehalber in der kleinen, hölzernen Dorfkirche sieben oder acht Kirchgänger gezählt. In Gallin vertraut man heute auf die eigene Kraft. 1961 wurde hier noch pro Arbeitseinheit 6,63 Mark minus erarbeitet. Heute sind es 8 Mark plus. Wenn das nichts ist! Wie viele andere ist die Galliner LPG in der Tat nicht mehr ein Sorgenkind wie noch vor zwei bis vier Jahren.







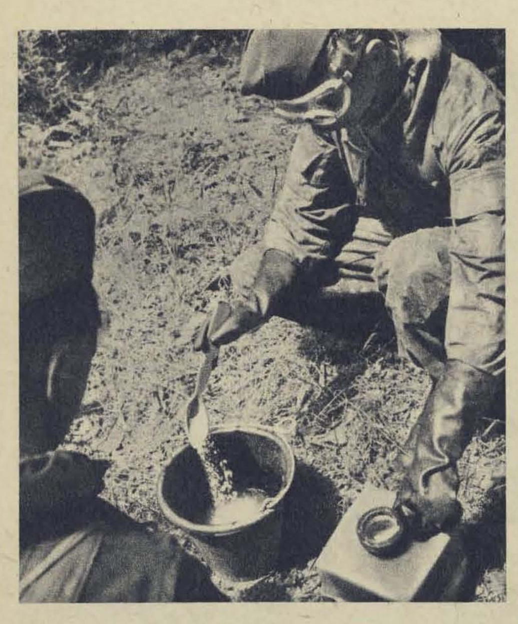
Nachdem das Trägerfahrzeug in Deckung gefahren wurde, haben Maschinist und Laborant die Pumpe an den See geschafft und mit der Station verbunden.

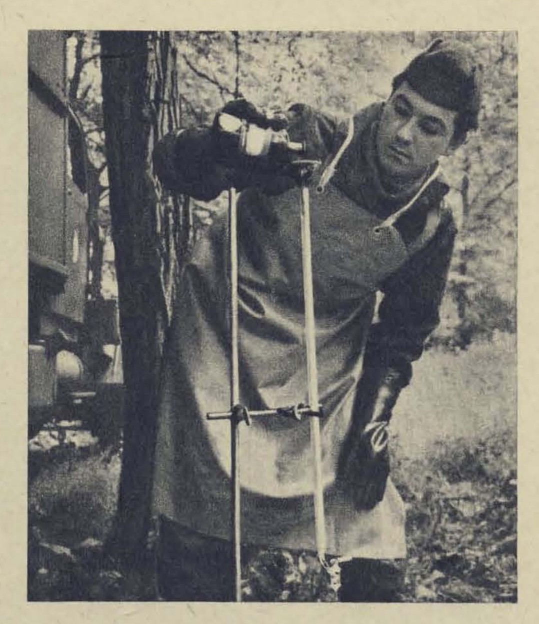
Was wären wir ohne Wasser, ohne jenen kühlen labenden Trunk einfachen, billigen Aquas, den nur der zu schätzen weiß, dem schon einmal die Zunge dick im Munde lag, dessen Kehle nach dem edlen Naß lechzte, und der vor sich nur trübe Lachen verunreinigten Flußwassers oder einen Sumpftümpel sah. Das Element Wasser ist für die Armee ebenso notwendig wie Munition, Treibstoff und Verpflegung. Mensch und Maschine brauchen es!

Unter Gefechtsbedingungen können durchaus Umstände eintreten, die eine Trinkwasserversorgung unmöglich machen. Deshalb baut man in allen modernen Armeen solchen Möglichkeiten vor. Kluge Köpfe ersannen Anlagen, die aus verschmutztem, verseuchtem oder auch vergiftetem Wasser reines, keimfreies Trinkwasser zubereiten. Solche Feldwasserwerke, in der Sprache der Fachmänner WFS (Wasserfilterstationen) genannt, gehören einfach zur Ausrüstung einer modernen Streitkraft. So ist es selbstverständlich, daß auch die Nationale Volksarmee mit derartigen Anlagen ausgestattet ist. Im vorliegenden Falle ist es die WFS auf dem G 5, eine Station eigener Produktion.

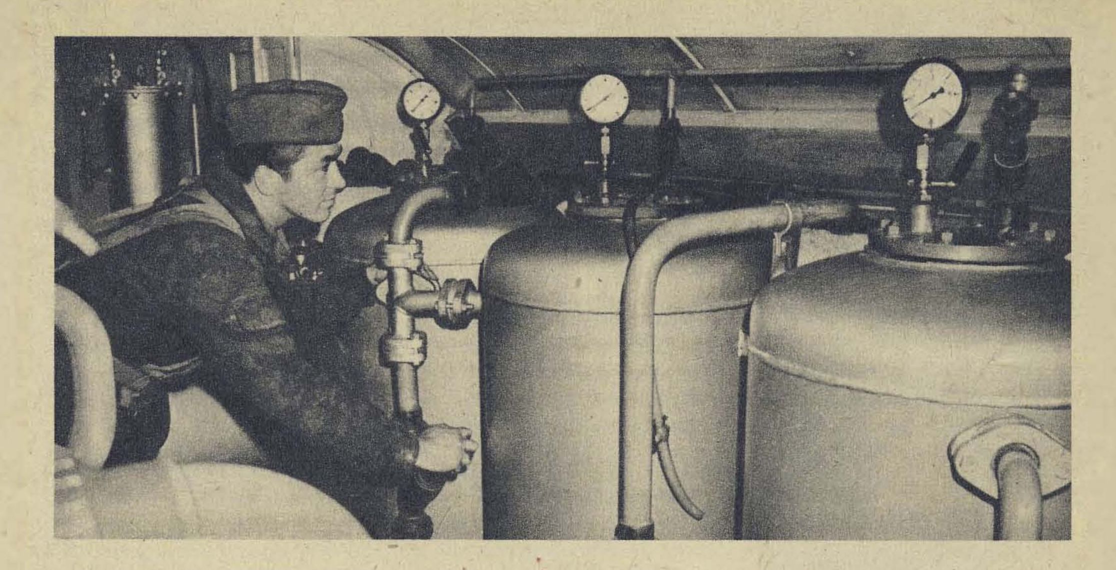
Mit ihr können in einer Stunde bis zu 8000 Liter genießbares Wasser in einfacher und bis zu 4000 Liter in komplexer Aufbereitung erzeugt

Wasserwerk auf Rädern





Der Laborant setzt die Reaktionslösungen an und überwacht die Entkeimung des Wassers.



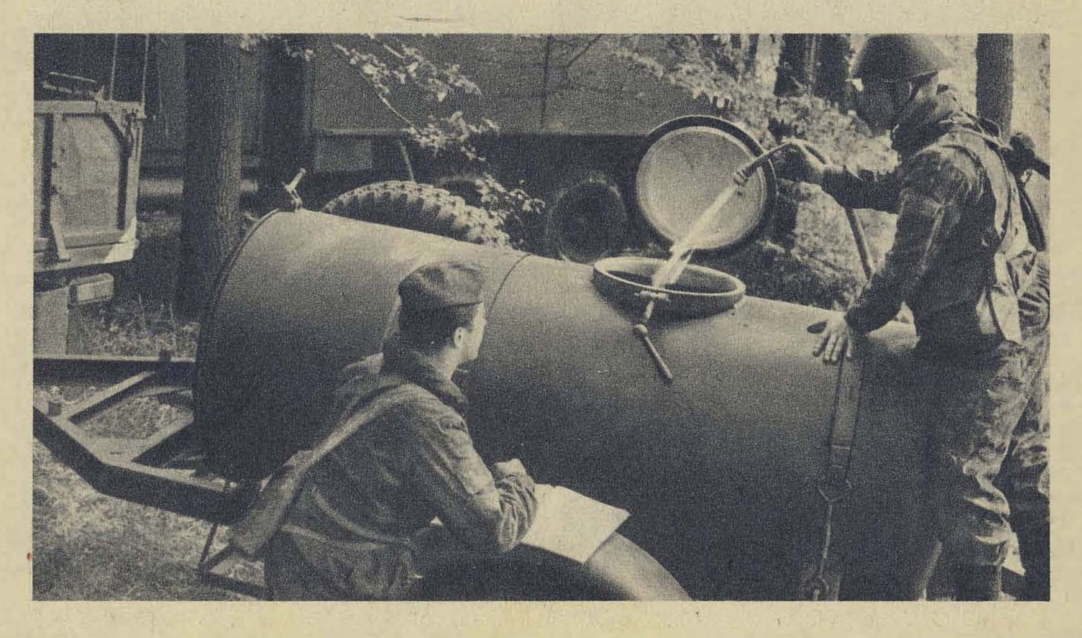
▲
Vor dem Anfahren wird die gesamte Station überprüft.

werden. Aus jedem Oberflächenwasser – Seen, Flüsse, Teiche – kann das Wasser zur weiteren Verarbeitung entnommen werden. Dabei spielt die Chemie eine entscheidende Rolle. Eine ganze Reihe von Chemikalien befinden sich im Bestand der Station, mit denen der Laborant umzugehen hat. Er entkeimt damit das Wasser, filtert es grob und fein, mineralisiert es und entsalzt es auch im Bedarfsfalle. Ihm zur Seite steht der Maschinist, der alle maschinellen Arbeiten, wie z. B. die Bedienung der Pumpe und Aggregate, verrichtet. Ihr Beitrag zum Gelingen der Gefechtshandlungen ist es, gutes, wohlschmeckendes Trinkwasser für den Soldaten zu liefern. Der Gaumen des Laboranten, der den ersten Schluck des aufbereiteten Wassers nimmt, entscheidet über die Qualität des wertvollen Naß! Dann erst füllen sich die Behälter und Feldflaschen.

De



Das Wasser fließt klar und rein in die Tankwagen.
▼







Viele Kilometer legt die berittene Grenzstreife täglich zurück ...

20 Jahre Bulgarische Volksarmee

Ein Blick vom ALI BOTUSCH

Von AR-Korrespondent
Major LASAR GEORGIEV, Sofia

Schaut man ein Stück die Grenze entlang, so mag sie hier und da aussehen, wie auf der Rhön oder im Thüringer Wald.

Berge, Bäume, Büsche — dazwischen der Kontrollstreifen, Drahtzäune, Sperren. Friedlich liegt das Land in der Sonne. Doch der Anschein trügt auch hier oft...
Eben war noch alles ruhig, nur der Wind fuhr durch die Blätter. Doch da stemmt der Hund seine Vorderbeine plötzlich in die Erde, duckt sich mit gesträubten Nackenhaaren wie zum Sprung, starrt hinüber in das Unterholz. Geräuschlos nimmt der Posten die MPi von der Schulter. Plötzlich knackt im Gehölz ein trockener Ast, ein Gesicht taucht auf, verschwindet wieder.

„Halt! Stehenbleiben!" ruft der Posten. Als Antwort knallen Pistolenschüsse — und dann ist der Teufel los. Grenzalarm!

Ein gut eingespielter Mechanismus setzt sich in Bewegung, dem die Grenzverletzer schließlich unterliegen.

Und bis hierher mag es immer noch wie auf der Rhön oder wie im Thüringer Wald sein. Hier an der Südgrenze zur NATO, wie dort an der Westgrenze.

Griechenland und die Türkei liegen hinter der Grenze, die vom Berg Tumba im Belasica-Gebirge, über den Ali Botusch im Pirin-Gebirge, dem Kaintschal in den Rhodopen, hinter Zlatograd und Svilengrad entlang verläuft — bis hin zur Einmündung des Flüßchens Resowska ins Schwarze Meer.

Eine Grenze zwischen zwei Welten. Und die Unterschiede zwischen diesen beiden Welten lassen sich vom Ali Botusch vielleicht ein wenig deutlicher erkennen als von der Rhön. Denn sowohl Griechenland als auch die Türkei sind hinter dem sozialistischen Bulgarien bereits weit zurückgeblieben — nicht nur bezüglich der gesellschaftlichen Struktur, auch ökonomisch. Sicher erleichtert das den bulgarischen Grenzsoldaten die politische Arbeit. Doch weniger wachsam dürfen sie deshalb nicht sein.

Friedlich liegt zwar das Land längs der Grenze in der Sonne. Doch der Anschein trügt auch hier oft . . .



. . . doch auch die Hunde sind ebenso treue Gehilfen des bulgarischen Grenzsoldaten wie die Pferde und nicht zu entbehren.

Kultur ist, wenn man's trotzdem macht

(Fortsetzung von Seite 38)



„Ich höre immer Abzeichenprüfung", meldet sich der Gefreite Schulze erneut. Im Frühjahr habe ich mich für Silber verpflichtet. Hauptmann Schmidt von der Bataillonsleitung hat uns einmal geschult, dann schlief alles wieder ein." „So war's auch mit dem Schießzirkel", ergänzt ein anderer Genosse. „Wir haben einmal sonntags geschossen, seitdem — still ruht der See. Und wie ist's mit dem Schwimmabzeichen? 28 Mann haben unter Aufsicht von Zugführer Gref die Stufe III abgelegt. Hauptmann Klietsch, der Sportoffizier, aber will uns das Ergebnis nicht glauben. Er meint, so viele könnten das gar nicht schaffen. Ist so was in Ordnung? Die Abzeichen stehen uns zu, eher tut sich da nichts."

Die Karre scheint verfahren zu sein. Der Unterrichtsgruppenleiter, ein Leutnant aus einer anderen Kompanie, schaut besorgt auf die Uhr. Da bittet der FDJ-Sekretär noch einmal ums Wort. „Heut ist's heiß geworden, Leute, in jeder Beziehung. Springen wir doch am Abend alle noch einmal ins Wasser. Ich lade den Sportoffizier ein. Da wollen wir doch mal sehen, das wäre doch gelacht."

Fortsetzung im Heft 10/1964



POLIZEIHUND. Gefreiter Franz hat einen neuen Diensthund vom Hundeführerlehrgang mitgebracht. „Das war ein Polizeihund", sagt er einem Grenzsoldaten. „Der sieht aber gar nicht so aus." „Ja, der war ja auch bei der Kriminalpolizei!"



EILE MIT WEILE. Die Kompanie war zum Duschen. Als sie zur Unterkunft zurückmarschieren soll, fehlt Soldat Niemann. Der Zugführer schickt einen Soldaten nach ihm. Der findet Niemann noch quietschvergnügt unter der Brause. „Du sollst sofort kommen, wir warten schon alle!" Darauf Niemann seelenruhig: „Immer diese Eile. Ich möchte mal solange duschen wie ich selbst will."

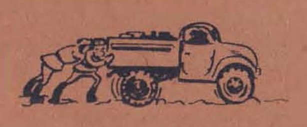


SIGNALERPANNE. Auf einem MLR-Schiff ist bei einer Übung ein Matrose plötzlich am Blinddarm erkrankt. Der Kommandant läßt an das in Reserve liegende Schiff folgenden Spruch absetzen: „Habe einen Kranken an Bord. Bitte übernehmen sie ihn sofort!" Wenig später überbringt ihm der Signalgast die Antwort: „Vielen Dank. Brauche ihren nicht. Habe selbst zwei Anker."



Vignetten: Parschau

GEFILMT. Feldwebel Mahler ist Filmvorführer und leidenschaftlicher Fotoamateur. Eines Tages erhält er vom Stabschef den Auftrag, für Lehrzwecke bei einer Übung verschiedene Aufnahmen zu machen. Geschickt wählt er mit seiner Kleinbildkamera die raffiniertesten Perspektiven und die interessantesten Übungselemente aus. Als er abends die Kamera öffnet, sperrt er Mund und Nase auf. An alles hatte er gedacht, nur nicht daran, einen Film einzulegen.







Im Oktober auf der Leinwand: *Italien*

Die vier Tage von Neapel

Neapel zählt zu jenen Städten in Europa, in denen sich die Bevölkerung gegen die Faschisten erhob. Ganz spontan, von niemand gelenkt, undurchsichtig in den Anfängen griff der Aufstand von Bezirk zu Bezirk um sich, ergriff die ganze Bevölkerung der Stadt und währte bis zum Tag der Vertreibung des Gegners und dem Einmarsch der Amerikaner.

Regisseur Nanni Loy hat den Heldentaten der Neapolitaner in seinem Film ein Denkmal gesetzt. In seinen bisherigen Filmen griff er vor allem Themen aus der Widerstandsbewegung auf. Ihm geht es darum, das Interesse an Vorgängen aus der Vergangenheit wach zu halten, neu zu beleben, um vor einer Wiederkehr des Faschismus zu warnen.

Sein Film „Die vier Tage von Neapel" kennt keine Hauptdarsteller. Die Helden des Streifens sind Menschen dieser Stadt, ungefähr dreihundert Mitwirkende oder mehr.

Loy ging es um die Wahrheit, ging es um die humanen Motive, die die Bevölkerung zu diesem Kampf trieb. Es ist leicht verständlich, daß dieser Film das Mißfallen in Bonn hervorrief, die Gazetten zu schmutzigen Haßtiraden auf den Plan rief. Loys Film wird jetzt seine Premiere in der DDR erleben.

J. Reichow



DMV Berlin 1964, 340 Seiten, 7,20 MDN

Helmut Welz: Verratene Grenadiere

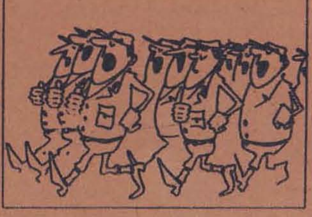
Heute formulieren wir es gelassen: Die Stalingrader Schlacht war eine der größten Schlachten des zweiten Weltkriegs, und mit ihr wurde die grundlegende Wende im Kriegsgeschehen eingeleitet. Die Operation begann am 17. Juli 1942 und endete am 2. Februar 1943.
300 000 deutsche Soldaten waren damals zum Angriff angetreten, 90 000 konnten die Hände noch heben. Die anderen lagen unter Schnee und Eis; gefallen, erfroren, verhungert. Die Katastrophe war vollkommen. In Deutschland wehten die Fahnen auf Halbmast, Frauen und Mütter weinten, doch die Nazis brachten es fertig, aus dem Massensterben einen Erfolg zu machen.
Der Autor war bis zum bitteren Ende dabei. Er war Chef eines Pionierbataillons und hat uns etwas zu sagen. Er war nicht der typische Vertreter der deutschen Offizierskaste, voller Standesdünkel und Überheblichkeit; er war mehr der sogenannte Tapferkeitsoffizier, mit den Soldaten durch dick und dünn gehend, fordernd bis zum letzten und sich selbst nicht schonend für eine schlechte Sache. Nun gibt er zu Protokoll. Er berichtet von Geschehnissen, die heute in uns noch nachklingen, beschreibt den Untergang jener 210 000, die falsche Tapferkeit, die wahnsinnige Verblendung, den großen Betrug, den man an und mit ihnen beging.

So ist es ein Buch vom sinnlosen, grauenhaften Kämpfen und Sterben, dabei waren die Grenadiere nicht erst verraten, als sich der Ring um sie schloß, sie waren es schon, bevor sie den ersten Schuß überhaupt abgaben. Das begriff der Autor zu spät, und es begriffen die meisten zu spät. Dann wandelten sich Größenwahn und ihr blindes Vertrauen in Entsetzen und Verzweiflung und deutlich wird, wie tief Menschen sinken können, wenn nichts mehr sie hält.

Das alles stellt Helmut Welz vor den Leser hin: sachlich, schlicht, nackt. Er zeichnet Tatsachen nach. Er malt etwas zu sehr im kleinen, und die großen Zusammenhänge, die Vorgänge über die Bataillonsebene hinaus sind leider weniger deutlich. Freilich muß man zugute halten, wenn gedankliche Vertiefung und Auseinandersetzung nicht so eindrucksvoll ist: Nicht nur die Soldaten starben, ohne zu wissen, wofür, auch hohe und höchste Offiziere folgten lieber blindlings verbrecherischen Befehlen als Entscheidungen aus eigener Verantwortung zu treffen. Wie weit man damit kommt, zeigt der Bericht von jener Schlacht.

Günther







Vor 25 Jahren begann mit dem Überfall der faschistischen Wehrmacht auf Polen der zweite Weltkrieg.

„Wenn ...“

Wenn wir den Krieg
gewonnen hätten,
mit Wogenprall
und Sturmgebraus
dann wäre Deutschland
nicht zu retten
und gliche
einem Irrenhaus.
Wenn wir den Krieg
gewonnen hätten
dann wären wir
ein stolzer Staat,



Vignette: Arndt

und preßten noch
in unsern Betten
die Hände an die Hosennaht.
Die Frauen müßten
Kinder werfen
ein Kind im Jahr.
Oder Haft.
Der Staat braucht
Kinder als Konserven.
Und Blut schmeckt ihm
wie Himbeersaft.
Dann würde
auf Befehl geboren.
Weil Menschen
ziemlich billig sind.
Und weil man
mit Kanonenrohren
allein die
Kriege nicht gewinnt.
Dann läge die Vernunft
in Ketten
und stünde stündlich
vor Gericht.
Und Kriege gäb's
wie Operetten.
Wenn wir den Krieg
gewonnen hätten —
zum Glück
gewannen wir ihn nicht.

ERICH KÄSTNER

LEUTNANT GERHARD KÖRNER



Geboren: 20. September 1941. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: Qualifikation in der DDR-Olympiaauswahl für Tokio, mit dem ASK Berlin Deutscher Fußballmeister 1962, elfmaliger Einsatz in der Nationalmannschaft.

Im März 1962, also vor zweieinhalb Jahren, gab „Theo" Körner seinen Einstand in den Reihen der deutschen Nationalauswahl. Seitdem ist er dort als kluger Verbinder zwischen Abwehr und Angriff nicht mehr wegzudenken. Seine gepflegte technische Spielweise, seine Ruhe und Übersicht ließen ihn zu einer Spielerpersönlichkeit werden, und ganz besonders in den Olympia-Qualifikationsspielen erntete er viel Lob. Er ist selbst ein wenig erstaunt über seine schnelle fußballerische Entwicklung: „Bis zum Januar 1960 spielte ich noch in der Bezirksklassenmannschaft ASG Marienberg. Manchmal wundere ich mich insgeheim selbst, wie rasch es mit mir aufwärts ging." Vielleicht ist dieser Ausspruch von ihm einer der Gründe: „Ich bin mit Leib und Seele beim Fußballsport." Was der erst 23jährige schon alles erlebte! 19 Länder hat er in Sachen Fußball bereist. In Indonesien schlief er unter Moskitonetzen, in Rangun erhielt er Beifall auf offener Szene für sein elegantes Ballstoppen mit der Brust, in Ceylon ritt er auf Elefanten, in Ghana sprach er mit dem Verteidigungsminister Kofi Baako, in Djakarta ehrte er mit den DDR-Fußballern die gefallenen Helden . . . Zu Hause, in Wilkau-Haßlau, ist er selten. Und wenn es einmal klappt, dann muß er Vater, Mutter und seiner Schwester stundenlang erzählen, und natürlich die neuesten Farbdias vorführen. **KW**

Waffenbrüder-Magazin

Am 9. September feiern die bulgarischen Genossen den 20. Jahrestag der Befreiung ihres Landes durch die Sowjetarmee und am 23. September den 20. Jahrestag der Bulgarischen Volksarmee.

Ebenfalls Geburtstag hat am 29. September die Ungarische Volksarmee.
Zu diesen Festtagen senden wir unseren Waffenbrüdern einen



Wertvolle Zeit (z. B. beim Brückenbau) spart eine verbesserte Dieselramme, die mit dem dazugehörigen Rammgerüst von tschechoslowakischen Genossen an die Pioniertruppen der Nationalen Volksarmee übergeben wurde. Sie läßt sich vor allem schnell aufbauen und ist einfach zu transportieren. (Wir werden dieses neue Gerät in einem der folgenden Hefte vorstellen. D. Red.)



Eine unfreiwillige, gefährliche Luftreise machten zwei sowjetische Soldaten, die mit falsch gepackten Fallschirmen aus einer AN-2 absprangen. Sie blieben an den Reißleinen sowie an den nur zum Teil geöffneten Fallschirmhüllen hängen und wurden hinter der Maschine hergeschleppt. Versuche, sie wieder hineinzuziehen, scheiterten und mußten nach einstündigem Bemühen aufgegeben werden. Schließlich schnitt man sie in geringer Höhe über einem See ab, auf dem inzwischen Boote für die Rettungsaktion klargemacht worden waren. Die beiden „Fallschirmtaucher" kamen dank der Besonnenheit ihrer Genossen mit dem bloßen Schrecken davon.



Was ißt Soldat Ion?

SIEBENBÜRGISCHES GEFÜLLTES KRAUT

Unterbrochen jeweils von einer Lage Sauerkraut mit Dill, schichtet man Speckstreifen und verschiedenartiges Schweinefleisch (auch geräuchertes!) übereinander. Die oberste Schicht besteht wieder aus Kraut. Wasser auffüllen und das Gericht mit Pfefferkörnern und Weißwein würzen. 2 Stunden auf kleinem Feuer kochen.



„Schaut mal nach, ob dort wirklich Fische sind!"

FACHBUCHEREI

Das Kraftfahrzeug ist so in die Bereiche des gesellschaftlichen Lebens getreten, daß es uns längst zum unentbehrlichen Hilfsmittel geworden ist. Wieviel wissen wir aber von seiner Geschichte, seinen Schöpfern? Es ist bestimmt an der Zeit, sich auch einmal mit dieser Seite des Kfz.-Wesens zu beschäftigen.

Der Urania-Verlag kam diesem Verlangen nach und brachte ein umfassendes Werk heraus, das für jeden Verkehrsteilnehmer interessant und lesenswert ist: Das reich illustrierte Buch von H. H. Wille „PS auf allen Straßen der Welt". Der Weg der technischen Entwicklung des „Wagens ohne Pferde" führt durch die Jahrhunderte. Es begegnen uns Scharlatane, Phantasten, geniale Erfinder, begabte Ingenieure, skrupellose Geschäftemacher, namenlose Schöpfer und weltbekannte Leute. Wir erleben plastisch die Geburt der ersten Kutschen, die ohne Pferde fuhren, erfahren vom Schicksal eines Rudolf Diesel; der gnadenlose Kampf der Autofabrikanten um den Profit wird uns vor Augen geführt und ihr Spiel mit Rennfahrern und Rekorden gezeigt.

Waren es einst bescheidene Werkstätten, in denen die ersten Kraftwagen gebaut wurden, so hat sich die moderne Automobilindustrie heute netzartig über die Erdteile verbreitet. Von Gorki, Detroit, Ullarda Boleslav, Zwickau und Wolfsburg spricht man in aller Herren Länder. Auch das Buch erzählt davon. Es berichtet von den vielen „Zubringer"-Berufen für die Automobilindustrie, vom Kampf der Techniker und Ingenieure um höhere Leistungen und Fahrsicherheit. „PS auf allen Straßen der Welt" erzählt uns ein Stück der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft – am Beispiel des Autos, des Gefährten des Menschen.

H. H. Wille, „PS auf allen Straßen der Welt", Urania-Verlag, Preis 14,80 MDN.

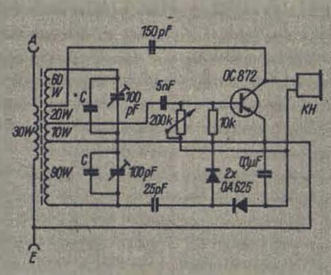


Soldatenhumor aus „Sowjetski woin", „Néphadsereg", „Zápisnik" und „Zolnierz Polski".

Empfänger mit freier Energie (III.). Eine andere Energieart, die uns ebenfalls im Raum zur Verfügung steht, ist die von einem Rundfunksender ausgestrahlte HF-Energie. Allerdings erlaubt die Deutsche Post die Verwendung dieser HF-Energie nur zu Empfangszwecken. Das trifft aber für Experimente mit Empfängerschaltungen zu. Zu brauchbaren Erfolgen kommt man nur, wenn man einmal in der Nähe eines starken Rundfunksenders (Ortssender) die Versuche unternimmt, und wenn man dafür eine gute Hochantenne verwendet. Die von der Antenne aufgenommene HF-Energie muß gleichgerichtet und gesiebt werden. Weil die Frequenz hoch ist, genügen dafür kleine Kapazitätswerte der Kondensatoren.

Grundsätzlich kann man mit einem Schwingkreis für den Empfänger und für die Stromversorgungsschaltung auskommen. Nur wird der Schwingkreis durch die Gleichrichterschaltung stark belastet, so daß Empfindlichkeit und Trennschärfe schlecht sind. Außerdem kann man nur den Ortssender empfangen. Besser ist es, zwei getrennte Schwingkreise vorzusehen, wie es das Schaltbild zeigt. Der obere Teil der Schaltung ist eine Audionstufe mit Kopfhörer, der untere Teil stellt die Stromversorgung dar. Der untere Schwingkreis wird auf den Ortssender eingestellt. Die Gleichrichtung erfolgt in Spannungsverdopplerschaltung. Am Ladekondensator 0,1 μF steht die Speisespannung für die Audionstufe zur Verfügung.

Das Audion ist normal ge-



Audionschaltung mit Stromversorgung aus der HF-Energie eines starken Ortssenders

schaltet. Der Rückkopplungskondensator 150 pF muß in seinem Wert ausprobiert werden (50 bis 250 pF). Mit dem Potentiometer 200 kOhm wird die Rückkopplung geregelt. Der Wert der Kondensatoren C, die den beiden Trimmern 100 pF parallel liegen, hängt von der Frequenz des zu empfangenden MW-Senders ab. Die Größe kann zwischen 30 und 450 pF liegen. Die Hochantenne wird induktiv an die beiden Schwingkreise angekoppelt. Ing. Schubert



Der Mann aus der Rokokokirche



VON KSAWERY PRUSZYNSKI

Alles begann mit einem Zufall. Es war im August oder September 1934. Ich wanderte in jenen Spätsommertagen durch Oberbayern; es war wunderbar und billig obendrein.

Auf der Fahrt von Oberammergau nach einem anderen Ort erblickte ich an einer Haltestelle ein Schild mit dem Hinweis, daß man nach einem Fußweg von wenigen Minuten „die schönste Rokokokirche nördlich der Alpen" besichtigen könne. Der Ort hatte einen Namen von scheinbar slawischem Klang; er hieß Wies, was auf polnisch Dorf bedeutet. Ich dachte, was immer es sein mochte, die paar Minuten zu Fuß würden sich schon lohnen. Ich verzichtete also auf die Weiterfahrt und stieg aus.

Die Abtei war ein eindrucksvoller, strahlend weißer Gebäudekomplex. Und als ich vor ihr stand, mußte ich dem Schild an der Haltestelle recht geben und gestehen, daß ich mir die Mühe nicht umsonst gemacht hatte. Nie zuvor hatte ich einen Stil gesehen, der so vortrefflich eine lichte, nahezu freudige Heiterkeit des Geistes auszudrücken vermag wie der, in dem die Kirche zu Wies erbaut ist. Man stelle sich einen blendend weißen, einen ungeheuer weißen Raum vor, in dem nur einige Gesimse zart vergoldet glänzen. Die Kirche drängt zudem nicht machtvoll mit Schiffen, wie mit Heeressäulen, zum großen Altar hin, sondern zerfließt in sanftem Oval nach allen Seiten in ihrer wunderbar beschwingten Architektur, um am anderen Ende wieder zusammenzulaufen. Das gleiche geschieht oben. Ich war hingerissen von der außergewöhnlichen Schönheit, die zu schildern mir schwer fällt, da unsere Kirchen in nichts an die Abteikirche zu Wies erinnern.

Ich schritt bedächtig durch das Innere der Kirche, am Rande der Ellipse entlang, nicht einmal so sehr voller Andacht wie mit wohlgemeinter Behutsamkeit, um die wundervolle Architektur, die aus Wolken und Schaum gefügt schien, nicht durch eine unvorsichtige Bewegung zu beschädigen. Den großen Altar hatte ich bereits hinter mir, als ich plötzlich auf etwas stieß, das inmitten dieser Heiterkeit und Harmonie wie ein Mißklang anmutete, wie die Worte des aramäischen Fluches, von geheimnisvoller Hand an die Palastmauer von Babylon geschrieben, wie ein Memento mori, das in einer Welt voller Julipracht und Sonne ausgesprochen wird.

Statt der weißen Wand erhob sich dort unerwartet ein schwarzes, schmiedeeisernes Gitter, das die dahinter herrschende Dunkelheit gleichsam abschirmte gegen das Licht des Raumes. Solche Gitter gibt es in vielen Kirchen; die Mönche oder die Nonnen können dahinter dem Gottesdienst beiwohnen, ohne von den Gläubigen gesehen zu werden. Auf meiner, das heißt auf der hellen Seite des Gitters, brannten ein paar Votivkerzen, und mehr als ein halbes Hundert weißer Zettel lagen da. Ich entsinne mich, auf einem gelesen zu haben: „Ein junges Ehepaar bittet um Gebete, damit es ihm gelingt, bei seinen Entschlüssen auszuharren." Was auf den anderen stand, weiß ich nicht mehr. Ich sagte mir, in Bayern herrscht anscheinend der Brauch, den Mönchen auf diesem Wege eine Fürbitte anzutragen. Doch beileibe nicht alle Zettel waren von der Art wie die oben geschilderten. Meistens waren es Karten, wie man sie auch bei uns nach dem Tode eines Angehörigen drucken läßt, um sie an Bekannte zu verschicken. Sie sind mit einem Trauerrand versehen, gewöhnlich ist ein Bild des Verstorbenen darauf, sein Name, der Todestag, ein frommer Spruch und die Bitte um ein Gebet. So lagen Dutzende – nein, Hunderte solcher schwarz umrandeter Bilder vor dem dunklen Gitter, das die Kirche von dem Kloster in Wies trennt. Sie zeigten mit einer Hartnäckigkeit, die beinahe aufdringlich war, junge, ganz junge Männer in Uniformen aus dem ersten Weltkrieg. In der abgeklärten Heiterkeit dieser Kirche war das wirklich eine Art Tal Josaphat, wo sich alle zusammendrängten, deren sterbliche Hülle längst auf einem Soldatenfriedhof bei Verdun oder irgendwo im Sande der Polessje vermodert war; sie baten, ja flehten um Fürbitte, um Gedenken bei den Menschen, die das schwarze Gitter von der Welt schied.

Ich sah mir die Bilder an. So viele Jahre waren nun schon seit dem Krieg vergangen, sie alle aber harrten hier aus, warteten inmitten der Heiterkeit dieser Rokokokirche schwarz umrandet vor dem düsteren Gitter! Sie hatten Uniformen an, die längst vergessen waren. Ihre Todesjahre lagen weit zurück: 1916, 1917, 1918. Ich erinnere mich, die meisten waren aus dem Jahre 1918, und fast alle zeigten junge, blutjunge Gesichter. Neben Namen wie Verdun, Vittorio Veneto, Passchendaele, Amiens gab es auch andere, die mir sonderbar vertraut klangen: Luck, Oschmiana, Styr, Mogilew, Lodz. Auch die Regimenter waren erwähnt, hauptsächlich bayrische. Es war wie ein Soldatenfriedhof, ein auf engstem Raum zusammengedrängter Soldaten-

friedhof, der uns nicht nur mit den Namen fremder Menschen ansprach, sondern vor allem mit ihren Gesichtern, mit Gesichtern, aus denen eine tragische, vergeudete, getretene Jugend blickte. Und Verdun hatte für mich keinen heroischen Klang mehr, Oschmiana kam mir in der fehlerhaften Schreibweise durchaus nicht mehr heimisch vor und Vittorio Veneto nicht mehr italienisch. Alles stank nun nach Friedhof. Plötzlich fesselte eine unter den vielen Karten meinen Blick. Das Foto darauf war größer, bedeutend größer sogar; vielleicht hatte das meine Neugier geweckt. Ich hob das Bild auf. Es war eine schlechte Aufnahme – sicherlich irgendwo in einer Jahrmarktbude gemacht. Doch die Unbeholfenheit des Fotos schien hervorzuheben, daß nichts darauf weggenommen, nichts hinzugefügt war, daß alles der Wirklichkeit entsprach. Das Bild zeigte einen hochgewachsenen, schlanken Burschen in voller Figur; er war wohl noch jünger als all die anderen. Ein typischer bayrischer Bub, zu rasch in die Höhe geschossen, dunkelhaarig, dunkeläugig, mit schönen schwarzen Augenbrauen, einer angedeuteten Stupsnase und einem tiefgründigen, versonnenen Blick. Er war noch nicht ganz zum Manne herangereift. Er trug die Uniform eines Gefreiten. Und diese Uniform war, wie um den Kontrast zu betonen, kommißhaft, war plump, schwer, steif, saß schlecht und hatte überhaupt keine Beziehung zu dem Menschen, dem man sie aufgezwungen hatte; ebenso wie die warme, blutvolle Jugend nicht zu dem eisigen Tod paßte, der diese Jugend einst an der Gurgel gepackt hatte. Als ich das Bild zum erstenmal in der Hand hielt, drängte sich mir die Vorstellung vorzeitig erblühter lilafarbener Fliederbüsche auf, die von einem späten Nachtfrost getroffen waren. Der Text unter dem Foto sagte über ihn alles, was ich hätte wissen wollen, wenn es für mich irgendeine Bedeutung gehabt hätte. Er hieß Kurt Laube, war aus Wies, Gemeinde Steingaden, gebürtig, hatte im bayrischen Infanterieregiment 219 gedient und war im Mai 1918 an der Westfront gefallen. Ob das, was nun folgte, aus einer Ahnung des Kommenden geschah, in einem Anfall von Kleptomanie oder aus einer Gefühlsregung, die meiner Schamhaftigkeit entsprang – ich weiß es nicht. Jedenfalls stak, als ich eine halbe Stunde später talwärts eilte, um den von Landsberg kommenden Autobus zu erreichen, in meiner Brieftasche, sorgfältig verwahrt, das Bild, auf dem ein mir unbekannter deutscher Soldat, fast ein Kind noch, wie im Frühjahr 1918, in die Welt blickte, in einer Uniform, die ebensowenig zu ihm paßte wie zu seinem jugendlichen Alter der Tod. Wie knabenhaft war er doch, und wie bitter mutete der Reiz an, den er ausstrahlte!

Was hatte mich bewogen, das Bild, das vor dem Gitter in der bayrischen Rokokokirche lag, mitzunehmen? Zweimal nahm ich das Bild in die Hand, zweimal legte ich es wieder hin, aber vergebens. Ein hartnäckiger innerer Zwang, ein unbewußter seelischer Imperativ befahl mir, dieses Andenken an den längst verblichenen, mir fremden deutschen Soldaten aus der bayrischen Kirche mitzunehmen. Vergebens sträubte ich mich dagegen. Ich konnte nicht anders. Da-



bei waren viele, die mir nahe gestanden hatten. im Krieg gegen die Deutschen gefallen. Doch der Tod im Krieg erzeugt keinen Haß. Möglich, daß ich das Bild nahm, wie man Blumen in einem fremden Land pflückt oder wie ein Soldat einen erbeuteten Stahlhelm mit sich schleppt, der ihm zu nichts nütze ist. Auf jeden Fall nahm ich es mit. Freilich ahnte ich damals nicht, ebenso wie es mir in Wies nicht einmal im Traum eingefallen wäre, daß diese Geschichte noch eine Fortsetzung finden sollte.



Der neuen Stellung, der zweiten, die unser Zug bezog, ging ein böser Ruf voraus! Mit Recht, wie wir uns bald überzeugen konnten. Das Gelände war ebenso wellig, ebenso mit niedrigem Gestrüpp bedeckt wie das vorige, und auch hier lagen noch graue Schneelappen. Vom Fjord war nur noch ein spärlicher Streifen zu sehen, der Hafen von Narvik war vollends hinter dem Buckel eines Berges verschwunden, nur die Stadt lugte noch ein wenig hervor. Narvik schien von hier aus ferner zu sein, unerreichbarer. Aber wir hatten keine Zeit, darüber nachzudenken, denn die Stellung eignete sich ganz und gar nicht für besinnliche Betrachtungen. Sie galt seit langem als die schlimmste in diesem Abschnitt. Sie lag so ungünstig, daß wir auf den Nebel warten mußten, um die anderen ablösen zu können.

Als wir die Stellung bezogen hatten und der Nebel sich aufzulösen begann, erblickten wir vor uns das langweiligste Gelände, das man sich auf diesen norwegischen Bergmatten vorstellen kann. Keiner wußte zu sagen, wo sich die deutschen Stellungen befanden. Dabei waren sie ganz nahe. Alles verschwamm im Gestrüpp. Vor diesem unklaren Hintergrund ragte zwischen uns und den Deutschen einsam eine Gruppe von drei Fichten auf. Sie waren sogar im Nebel als dunkler Fleck zu erkennen; die Entfernung zu ihnen betrug höchstens zweihundertfünfzig Meter. Alles andere dort duckte sich, verschwand im Gebüsch und Gras, im fahlen Gelb des Bodens, der da, wo Schnee gelegen hatte, eine rötlichere Tönung zeigte. Überall ein regloses Lauern.

Nach einer Stunde bereits hatten wir den ersten Toten. Der Horchposten vor unserer Stellung hatte dem Feind einen Augenblick den Rücken zugewandt und uns etwas zugerufen. Offenbar hatte er sich dabei mit dem Kopf zu sehr herausgewagt. Der Schuß traf ihn in den Hals, seine Uniform war ganz mit Blut besudelt. Er lag zwei Tage bei uns; es wollte kein Nebel aufkommen, ohne seinen Schutz aber trauten wir uns nicht, den Toten hinunterzubringen.

Vorhaltungen und Warnungen vergißt ein Soldat schon nach einer Minute. Den Anblick eines toten Kameraden vergißt er nicht so rasch. Vor allem, wenn der Tote ganz in der Nähe liegt, das Gesicht mit dem Mantel bedeckt, als schliefe er. Keiner schaute mehr über den Grabenrand, und zu keiner Zeit wurde soviel mit dem Periskop gearbeitet wie damals. Doch davon gab es nur zwei in jedem Zug. Sie lugten hinaus mit ihren Metallrohren, konnten aber nichts ausfindig machen.

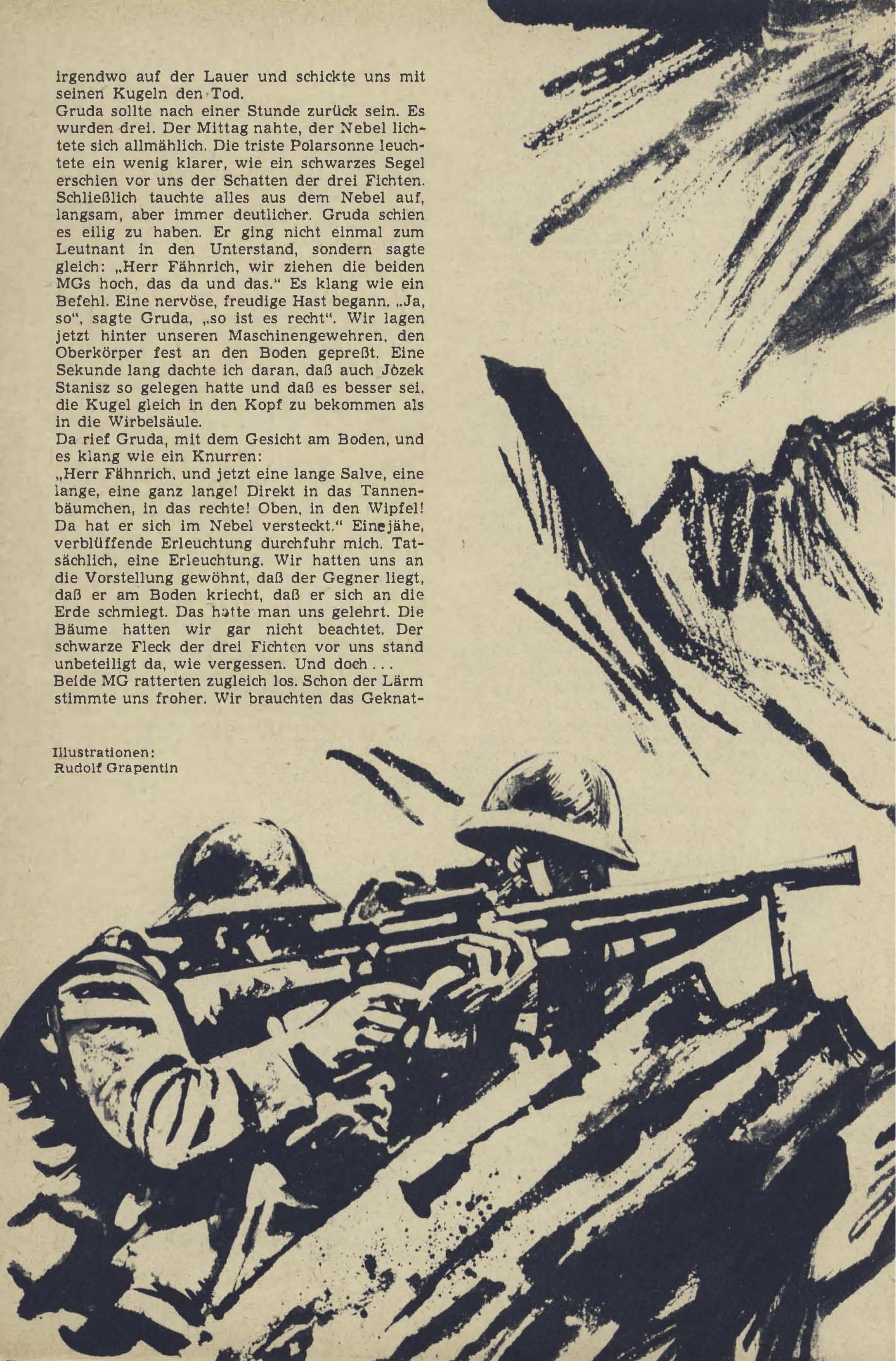
Am Tage darauf schlich sich Korporal Chudzik von der 11. Kompanie seitwärts in die Büsche. Er stammte aus Nowy Sacz und rühmte sich, die Berge zu kennen: Hinter jenem Stubben da würde ihn niemand entdecken. Doch sie erspähten ihn, kaum daß er die Hosen heruntergelassen hatte, und knallten ihn ab. Er bekam drei Kugeln, in die Brust und in den Bauch, drehte sich einmal um sich selbst und erstarrte. Im Zug begann man zu murren: „Das Essen lassen sie schon nicht heran, und jetzt kann man nicht mal mehr austreten. Man sollte uns ein paar alte Hasen schicken, dann würden die da drüben schon sehen!"

Uns war inzwischen klar geworden, daß sich welche von der anderen Seite dicht an unsere Linien heranschlichen und von da aus dem Hinterhalt feuerten.

Am Abend wieder genügte es, daß sich Józek Stanisz aus meiner Kompanie etwas vorbeugte, um ein bißchen Gras für den Unterstand zu rupfen, schon hatte es ihn erwischt. Nie fiel von dort ein überflüssiger Schuß. Auch der Schuß, der Józeks Rücken traf, war nicht umsonst gefallen. Józek quälte sich lange und vergebens. Die Kugel hatte ihm wohl die Wirbelsäule durchschlagen, denn er war an allen Gliedern gelähmt. Er weinte die ganze Zeit über, und als sich seine Lippen nach dem Tode entspannten, waren sie bis aufs Blut zerbissen.

Die Situation war nachgerade unerträglich geworden. Der Leutnant reichte eine Meldung ein, aber der Stab antwortete, er solle es beantragen, doch früher als in einer Woche könnten wir nicht abgelöst werden. Das war schlimm. In drei Tagen hatten wir fünf Mann verloren – als hätte sie einer in einer Tarnkappe abgeknallt. Und so blieb es. Die einen begannen immer lauter zu schimpfen, die anderen wurden noch verbissener. Chudzik hatte keine Freunde gehabt, oder nur solche, die ihm sogar nach dem Tode noch die Taschen leerten. Den Józek aber hatten alle gern gemocht. Am meisten wohl Gruda, und da meldete sich der freiwillig als Späher. Die Jungen hatten Vertrauen zu ihm. Sie wußten, jetzt würde endlich etwas geschehen. Ihre Stimmung hob sich auch, weil ein feuchter Gebirgsnebel aufkam, dicht wie Watte.

Gruda verlangte also, ihn auf Patrouille zu schicken. Der Leutnant wollte anfangs nicht darauf eingehen. Einmal weil laut Reglement ein Mann nicht allein auf Spähtrupp geschickt werden dürfe, zum anderen weil er keine Leute mehr sinnlos opfern wolle; die da unten im Stab würden ihm sicherlich nicht für die Toten danken. Doch schließlich gab er nach. Gruda solle allein losziehen und auf eigene Faust „das Gelände abtasten". Gruda hörte sich das gleichmütig an. Alle, auch der Leutnant, wußten, daß er ohnehin nach eigenem Ermessen handeln und es so auch das beste sein würde. Gruda nahm das Periskop und zog los. „Ich werde den Schweinehund schon kriegen", sagte er im Weggehen. Da kam uns zum erstenmal der Gedanke, daß es sich dort nur um einen einzelnen Feind handelte, um einen einzelnen Mann. Er lag



irgendwo auf der Lauer und schickte uns mit seinen Kugeln den Tod.
Gruda sollte nach einer Stunde zurück sein. Es wurden drei. Der Mittag nahte, der Nebel lichtete sich allmählich. Die triste Polarsonne leuchtete ein wenig klarer, wie ein schwarzes Segel erschien vor uns der Schatten der drei Fichten. Schließlich tauchte alles aus dem Nebel auf, langsam, aber immer deutlicher. Gruda schien es eilig zu haben. Er ging nicht einmal zum Leutnant in den Unterstand, sondern sagte gleich: „Herr Fähnrich, wir ziehen die beiden MGs hoch, das da und das." Es klang wie ein Befehl. Eine nervöse, freudige Hast begann. „Ja, so", sagte Gruda, „so ist es recht". Wir lagen jetzt hinter unseren Maschinengewehren, den Oberkörper fest an den Boden gepreßt. Eine Sekunde lang dachte ich daran, daß auch Jòzek Stanisz so gelegen hatte und daß es besser sei, die Kugel gleich in den Kopf zu bekommen als in die Wirbelsäule.
Da rief Gruda, mit dem Gesicht am Boden, und es klang wie ein Knurren:
„Herr Fähnrich, und jetzt eine lange Salve, eine lange, eine ganz lange! Direkt in das Tannenbäumchen, in das rechte! Oben, in den Wipfel! Da hat er sich im Nebel versteckt." Eine jähe, verblüffende Erleuchtung durchfuhr mich. Tatsächlich, eine Erleuchtung. Wir hatten uns an die Vorstellung gewöhnt, daß der Gegner liegt, daß er am Boden kriecht, daß er sich an die Erde schmiegt. Das hatte man uns gelehrt. Die Bäume hatten wir gar nicht beachtet. Der schwarze Fleck der drei Fichten vor uns stand unbeteiligt da, wie vergessen. Und doch . . .
Beide MG ratterten zugleich los. Schon der Lärm stimmte uns froher. Wir brauchten das Geknat-

Illustrationen:
Rudolf Grapentin

ter. Ich hatte in dem Augenblick das Gefühl, das ein Jäger im Morgennebel empfinden mag, wenn vor ihm von einem Baum ein Vogel, aus dem Schlaf aufgescheucht, mit dumpfem Flügelschlag davonstreicht. Doch dort strich kein Vogel davon. Dort löste sich eine große dunkle Gestalt aus dem Schwarz der Baumkrone und stürzte von Ast zu Ast in die Tiefe. Das Rattern der Maschinengewehre brach ab. Als sich die Gestalt beim Aufprall auf die Erde krümmte, wurden ihre Umrisse erkennbar. Es war ein Mensch. Irgendwo aus den nicht auszumachenden, im Moos versteckten Stellungen der Deutschen bellten ihre MG los, doch sie kamen zu spät. Unsere waren bereits zurückgezogen. Wir geruhten, nicht zu antworten. Ein erhebendes Gefühl der Erleichterung erfaßte uns an diesem ziemlich frostigen Vormittag. Alle drängten sich um die Periskope. Dort unter dem Baum! Durch das Fernrohr sahen wir ihn ganz genau. Er kämpfte wohl ziemlich lange mit dem Tode, denn sein Rücken hob und senkte sich immer wieder. Als würgte er an etwas. Schließlich gegen Mittag, sackte er zusammen und erstarrte. Gerade als Gruda zu erzählen begann, wie er sich hingekauert und den Deutschen erblickt hatte, der sich im Nebel unter den Baum schlich. Schießen konnte Gruda von dort nicht, er verharrte reglos und kehrte erst zu uns zurück, als der Nebel dünner wurde. Überhaupt verschwand der Nebel den ganzen Tag nicht. Als er am Nachmittag wieder dichter wurde, schickte der Leutnant zwei Leute, die den Toten durchsuchen und alles, was sie bei ihm fanden, in die Stellung bringen sollten. Diesmal fehlte es nicht an Freiwilligen. Sie kamen bald zurück. Der Leutnant verfaßte eine Meldung an den Stab, die Ordonnanz sollte sie gleich mitnehmen. Mir befahl er, die Daten zu diktieren, da er nicht Deutsch konnte. Die Sachen des Soldaten lagen auf einem Baumstamm. Seine Brieftasche, das Soldbuch, das Gewehr, ein Zeißglas. Er war zweihundertfünfzig Meter von uns entfernt gewesen. Kein Wunder, daß er uns da wie die Hasen abgeknallt hatte!

Der Leutnant schrieb, während ich das Soldbuch des Deutschen durchblätterte. Alle Soldbücher ähneln einander irgendwie. Dieses war in deutscher Schrift ausgestellt. Ich hatte sie lange nicht mehr gelesen, deshalb bereitete es mir einige Mühe. Der Leutnant sprach mit, was er schrieb und hielt dabei ab und zu inne.

„Aus dem beiliegenden Soldbuch Nr. . . .“

Ich nannte die Nummer.

„Ist ersichtlich, daß er ein . . .“

„Oberjäger war“, übersetzte ich.

„Mit Namen . . .“

Ich stutzte.

„Was ist, können Sie ihn nicht lesen?“

„Doch, doch, gewiß. Mit Namen Kurt Laube. L, A, U, B, E . . . L wie . . .“

Wie, wußte ich nicht. Aber der Leutnant fragte schon weiter. Er fragte wie bei einem Namenappell.

„Geboren?“

Und ich antwortete wie bei einem Appell. Genau wie bei einem Namenappell. Man hatte so oft damit zu tun gehabt. „Geboren in Wies, Gemeinde Steingaden, am siebzehnten September neunzehnhundertsiebzehn. Wies wird geschrieben: W, I, E, S.“

„Wiäs?“ las der Leutnant. „Liegt das etwa in Schlesien?“

„Nein, Herr Leutnant, in Bayern. Ein kleiner Ort in Südbayern.“

„Woher wissen Sie das?“ Der Leutnant wurde neugierig. „Wenn das nur ein kleiner Ort sein soll? In Bayern? Das klingt doch aber so polnisch. Sie wissen ja immer alles . . .“

Ich erwiderte mit einer Stimme, die mir selbst ungewohnt vorkam, doch anscheinend überzeugend: „Das weiß ich, denn ich bin schon einmal dort gewesen. Es gibt da eine sehr schöne Rokokokirche. Die schönste Rokokokirche nördlich der Alpen.“

„Lesen Sie weiter“, befahl der Leutnant. „Die Ordonnanz wartet, die Meldung soll so rasch wie möglich zum Stab. Über Rokokokirchen können wir uns nach dem Krieg unterhalten.“

Ich nannte ihm weiter völlig belanglose Dinge. Aber noch einmal durchfuhr es mich. Der Tote hatte das Eiserne Kreuz zweiter Klasse für den „Feldzug in Polen“ erhalten. Es war ihm am 1. Oktober 1939 verliehen worden. Die Verleihungsurkunde war in Dubiecko ausgestellt. Es stand da ganz deutlich „Dubiecko“. Sogar die Schreibweise war polnisch. Mit „c“.

Der Leutnant ging hinaus, um dem Meldegänger zu zeigen, wie er zurückkommen sollte, falls dann der Nebel verschwunden sei. Ich blieb im Unterstand, vielmehr in dem Loch, das in die Erde gebuddelt und mit Zweigen ausgelegt war. Ich öffnete noch einmal die Brieftasche und sah die Papiere durch. Wider Erwarten hatte er sehr viele: Ein Soldat mit einem solchen Auftrag dürfte eigentlich gar nicht so viele haben. Ein paar Briefe waren darunter von einer Frau aus Deutsch-Przemysl, in deutscher Sprache.

„Was machen Sie da?“ fragte der Leutnant, als er wieder in den Unterstand trat.

„Nichts . . . Gar nichts. Hat er nicht ein Foto gehabt, eins, wie man es nach einem Todesfall anfertigen läßt? Mit einem Trauerrand? Eins aus dem ersten Weltkrieg?“ Der Leutnant mußte wohl denken, daß ich Gott weiß was suchte. Aber er war ein sachlicher Mann und antwortete: „Da war noch ein Frauenfoto dabei und eine bunte Ansichtskarte. Eine Kirche. Sicherlich die, von der Sie gesprochen haben.“

Ich griff nach beiden. Das Frauenfoto sagte mir nichts. Aber von der Ansichtskarte mit den wenigen Grußworten darauf schaute mich der weiße heitere Innenraum der Rokokokirche zu Wies an. So hell und so beschwingt, so leuchtend und ungetrübt, als hätte sich inzwischen gar nichts auf der Welt verändert. Als gäbe es darin nicht auch jenes Gitter, ganz schwarz und das Helle vom Dunklen trennend, vor dem sich kleine, schwarzgeränderte Bilder häufen, von denen eins nun fehlt. Ich hatte es vor langer Zeit mitgenommen, ohne zu wissen, weder damals noch heute, weshalb ich das tat.

Gekürzt. Aus „moderne polnische prosa“, Verlag „Volk und Welt“, Berlin 1964

Marine-Infanteristen – Sekunden nach der Landungsoperation ist die Verbindung zur nächsten Einheit hergestellt.

Ungewöhnliche „Gefechtsaufgaben" indonesischer Soldaten im Dschungel West-Irians

FRITZ MÖLLENDORF:

Als Leutnant unter



Er hatte mit Papier und Bleistift einen der merkwürdigsten Befehle auszuführen, der wohl je einem Soldaten erteilt worden war. Und er hütete die ersten Ergebnisse wie den soeben erbeuteten Aufmarschplan der gegnerischen Streitmacht. Verborgen in einem abgegriffenen Aktendeckel, der – nach seinem Äußeren zu urteilen – früher mal einem holländischen Kolonialbeamten zur Aufbewahrung des Schriftverkehrs mit dem Gouverneur van Platteel gedient hatte. Wenn er nachts auf seinem Feldbett in der einfachen Wellblechbaracke schlief, lag diese Mappe neben ihm auf dem kleinen provisori-

schen Schreibtisch. Am Tage trug er sie fast immer bei sich. Dann aber öffnete er sie hin und wieder, um eine neue Eintragung zu machen. Leutnant Alex Pariama schrieb an einem Wörterbuch: Indonesisch/Dani-Dialekt. Am zweiten Tage unserer Bekanntschaft im Herzen West-Irians, in einem von der Außenwelt durch Dschungel und Bergketten völlig abgeschlossenen Hochlandtal, dem „Baliem-Valley", hatte er es mir des Abends stolz gezeigt: Einige weiße Blätter mit zwei Reihen der wichtigsten Worte bedruckt, die man für die Alltagsverständigung im Indonesischen braucht, daneben viele handschriftliche Eintragungen im Dani-Dialekt. Leutnant Pariama befehligte jene kleine Einheit, die in das Innere West-Irians abkommandiert war, nicht um mit der Waffe zu kämpfen, sondern um eine wichtige zivile Mission zu erfüllen.

In diesem Teil der am 1. Mai 1963 nach langem diplomatischen und zuletzt auch militärischen Ringen von den Holländern befreiten Provinz lebten einige 10 000 Danis – Steinzeitmenschen.

Von ihrer Existenz in diesem isolierten Hochlandtal hatte die Welt erst wenige Jahre zuvor erfahren. Urkommunismus, eben überwundener Kannibalismus, Zustände wie sie in Europa vor acht bis zehn Jahrtausenden existiert hatten: Das waren die Probleme, denen sich die kleine Einheit gegenübergestellt sah und aus denen sich dieser merkwürdige Befehl herleitete, der da hieß: „Schreiben Sie binnen kurzer Zeit ein möglichst umfangreiches Wörterbuch über die Sprache der Danis." Und Alex schrieb und war glücklich über jedes neue Wort, das er durch seinen täglichen Kontakt mit den Danis erfragen konnte. Und so seltsam der Befehl, den er damit erfüllte, so seltsam klangen auch die Anweisungen, die er seinen Soldaten gab. Wenige Tage zuvor war zwischen zwei Stämmen wegen einer gestohlenen Frau ein blutiger Pfeil-und-Bogen-Krieg ausgebrochen, der neun Menschen das Leben kostete. Er ordnete an, den Kriegsgrund – die gestohlene Frau – für einige Tage einzusperren. Die Stammeskrieger wurden jedoch in mühevoller Überzeugungsarbeit dazu gebracht, statt sich untereinander, den Urwald zu bekämpfen. Sie schlugen mit nagelneuen Buschmessern, die man ihnen an Stelle ihrer primitiven Steinbeile gegeben hatte, eine Straße durch den Dschungel. So sollte der Tatendrang der Krieger in diesem Steinzeittal auf nützliche, produktive Tätigkeit orientiert werden. So sollte dem Steinzeitkrieg im zwanzigsten Jahrhundert der Garaus gemacht werden. Eine schwierige und schöne Aufgabe für Leutnant Alex und seine Soldaten. Wenige Monate zuvor hätte er selber noch nicht daran geglaubt, daß fernab von Djakarta, in seinem eigenen Land, dort, wo die holländischen Kolonialisten am längsten geherrscht hatten, einmal solche Probleme durch Soldaten bewältigt werden müssen.
Der Oberst trat an die Karte West-Irians. Sie



Der Tambourstab der Polizeikadettenschule von Djakarta befindet sich in charmanten, sicheren Händen.

Jura-Studentin aus Makassar, der Provinzhauptstadt von Süd-Sulawesi.



trug noch die holländische Bezeichnung „Niederländisch Neuguinea", aber sie war die einzige exakte Karte, die es zu dieser Zeit über West-Irian gab. Und wer, wenn nicht die Luftwaffe, braucht eine exakte Karte über ein Gebiet, das viermal so groß ist wie die DDR, und dessen Hauptmerkmale Dschungel, Hochgebirge und Sümpfe sind?

„Hier von unserem Luftstützpunkt Biak, dem einzigen, den die Holländer auch für größere Maschinen entsprechend ausgebaut hatten, müssen wir große Teile des Landes jetzt aus der Luft versorgen. Insbesondere das Hochland. Wir benutzen dazu die großen Herkules-Transporter, die unsere Regierung vor Jahren von den Amerikanern gekauft hat", erklärt der indonesische Oberst mit dem europäischen Namen Gotschalk. Der Bleistift in seiner Hand zeigt auf einige Gebiete, darunter auch auf das Steinzeittal, in dem wir Leutnant Alex kennenlernten. „Hier haben wir am 3. Juli 1963 10 Tonnen, vorwiegend Nahrungsmittel, abgeworfen; 300 Kilometer weiter südlich 8 Tonnen am 11. Juli und gleiche Mengen an anderen Orten, zu späteren Zeiten, am Fallschirm hinunter befördert. Leider haben nur immer 75 Prozent der abgeworfenen Güter sicher ihr Ziel erreicht. Aber wenn Sie den Dschungel selbst erlebt haben, werden Sie sicher verstehen, warum."

Und ob wir das verstanden! Wir hatten Teile dieses grünen Ungeheuers kilometerweit zu Fuß durchmessen. Da schienen uns diese 75 Prozent schon eine bewundernswerte Leistung.

Der Oberst erklärt, daß sie für die nächsten Jahre noch viele solcher „food-droppings" zu bewältigen haben. „Aber", fügt er mit einem Lächeln hinzu, „Sie werden sicher verstehen, daß unseren Fliegern das mehr Freude macht als Bomben zu werfen." Der Stützpunkt Biak, auf dem wir dem Luftwaffenchef West-Irians in seinem bescheidenen Hauptquartier gegenüberstehen, war von den Holländern zu einer modernen militärischen Basis ausgebaut worden. Was sie den Einwohnern West-Irians an Werten geraubt oder vorenthalten hatten, war hier in eine NATO-Festung verwandelt worden. Aber fünf Minuten vor zwölf, als die holländischen Kolonialisten unwiderruflich gehen mußten, zerstörten sie die wichtigsten Einrichtungen, vor allem das gesamte unterirdische Flugplatznetz, und ließen alle Pläne für die Sicherungsanlagen und Brennstoffreservoirs mitgehen. „Sie glaubten, damit den indonesischen Luftstreitkräften Schwierigkeiten bereiten zu können. Aber an der Tatsache, daß Biak von jetzt ab und immer ein indonesischer Stützpunkt bleiben wird, konnten sie damit auch nichts mehr ändern."

Später, am Fenster stehend, weist der Oberst hinüber auf die von Palmen gesäumte Flugplatzbegrenzung, an der wir schon vorher die blitzenden Rümpfe und Tragflächen einiger MiG-Düsenjäger entdeckten, und sagt mit einer vielsagenden Miene: „Wir brauchen jetzt für die Versorgung West-Irians vor allem Maschinen mit großem Transportraum, die auch auf kleinsten, eventuell nur provisorischen Flugplätzen starten und landen können, damit wir das Risiko bei den Abwürfen beseitigen können. Ich nehme an, daß jenes Land, das großen Anteil an der Modernisierung unserer Armee vor der Befreiung West-Irians hatte, auch solche Maschinen baut . . .".



5. Oktober 1963. Tag der indonesischen Streitkräfte. Auf einem kleinen Podium in der Haupt-



straße Ambons, der Provinzhauptstadt der vielbesungenen Molukken, der Gewürzinseln, stehen vier hohe Offiziere. Die Chefs der Land-, See-, Luft- und Polizeistreitkräfte der Molukken. In Indonesien sind auch die Polizeitruppen Bestandteil der Armee. Der Vorbeimarsch beginnt. Nacheinander defilieren die Einheiten aller vier Gattungen an dieser Stelle vorbei. Bis vor kurzem war Ambon noch das militärische Zentrum zur Wiedervereinigung West-Irians mit dem Mutterland. Heute ist der erste „Tag der indonesischen Streitkräfte", an dem alle Einheiten mit Stolz melden können, daß sie den von Präsident Sukarno erteilten Befehl zur Befreiung West-Irians vom holländischen Kolonialjoch in Ehren erfüllt haben.
Die Straßen sind dicht gesäumt von winkenden, jubelnden Menschen. Lachende Kinder, die eben das Laufen gelernt haben, und nachdenkliche Greise, denen noch die langen, schweren Jahre der holländischen Fremdherrschaft im Gesicht geschrieben stehen. Aber über allem liegt das Gefühl der Freude und des Stolzes, das eine mit vielen Blutopfern erkämpfte Freiheit ausstrahlt.

Indonesien verfügt heute über eine Millionenarmee. Sie besitzt eine jahrelange Erfahrung im Dschungelkrieg. Noch sind die Kriegsgefahren in Südostasien jedoch nicht beseitigt. Es gibt Provokationen der SEATO-Mächte, es gibt die amerikanische Invasion in Südvietnam und Laos, es gibt die von Großbritannien gestützte neokolonialistische Föderation Malaysia, die auf Kalimantan eine Hunderte Kilometer lange Grenze mit der Republik Indonesien hat, und an der es gerade in der letzen Zeit immer wieder militärische Konflikte gibt.
Aber Indonesien braucht Ruhe und Frieden für seinen wirtschaftlichen Aufbau, und die Armee erfüllt in diesem Ringen um das bessere Morgen eine großartige zivile Mission.
Neben ihrer militärischen Pflicht stellt sie Lehrer zur Beseitigung des Analphabetentums, baut Straßen durch den Dschungel, versorgt entlegene Dörfer mit Nahrung und Medikamenten, und die jungen Männer, die auf die Republik Indonesia vereidigt sind, erfüllen diese Aufgaben sicher viel lieber, als daß sie den militärischen Beweis dafür antreten, daß auch in Indonesien das Rad der Geschichte durch einige unverbesserliche ausländische Provokateure nie mehr zurückzudrehen sein wird.



Diese bewegliche, rückstoßfreie und wirksame Waffe hat sich besonders im Dschungelkrieg immer wieder bewährt.

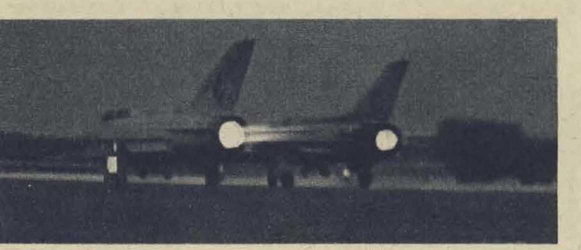
Truppentransporter der indonesischen Seestreitkräfte im ehemaligen holländischen Marinestützpunkt Biak.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1

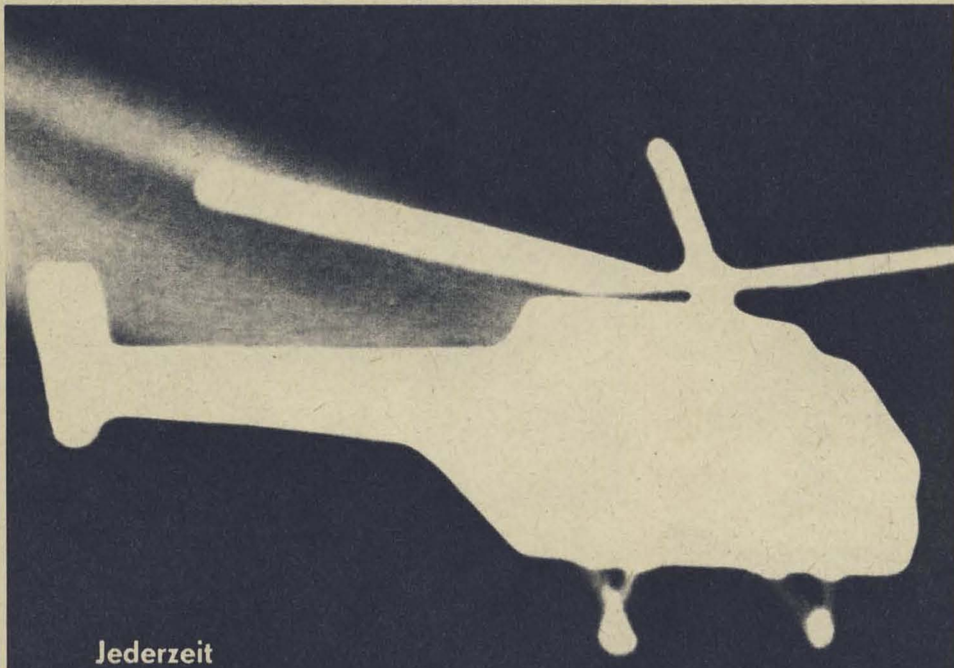


2



3

Das FOTO für Sie 9/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3



Jederzeit
und überall einsatzbereit

ist der Trockenrasierer TR 5,
den man im Standort als Netz- und bei
Ubungen als Batteriegerät verwenden kann.
Sieb- und Scherkopf ermöglichen es,
innerhalb und außerhalb der Kaserne
stets sauber rasiert zu sein





IKA ELECTRICA

ARMEE-RUNDSCHAU 9/1964

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE ABFANGJÄGER





Mc Donnell F 4 H-1 „Phantom II“ (USA)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	über 18 000 kg
Länge	17,68 m
Spannweite	11,71 m
Höchstgeschwindigkeit	2 550 km/h in 14 600 m Höhe
Dienstgipfelhöhe	21 350 m
Reichweite	2 415 km
Bewaffnung	Luft-Luft-Lenkgeschosse, Bomben od. Luft-Boden-Geschosse
Besatzung	2 Mann

Die „Phantom II“ ist ein bordgestütztes Abfangjagd- und Jagdbombenflugzeug, das ursprünglich nur für den Einsatz von Flugzeugträgern vorgesehen war. Später übernahm es auch die US-Air-Force. Versionen: F 4 H-1, Serienmodell für US-Navy; F-110, Ausführung für Air Force.

ARMEE-RUNDSCHAU 9/1964

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE TS-BOOTE

Schnellboot Typ 55 (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	140 . . . 183 ts
Länge	42 m
Breite	7,6 m
Tiefgang	1,5 m
Geschwindigkeit (max.)	42 . . . 44 sm/h
Antrieb	4 Dieselmaschinen zu je 3000 PS
Bewaffnung	2 Flak 40 mm, 4 Torpedorohre, Minen
Besatzung	39 Mann



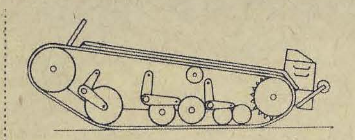
Die Schnellboote der Raubtier-Raubvogelklasse (Typ 55) gehören zu den großen Torpedoschnellbooten mit vier Rohren. Sie werden zur Bekämpfung von Uberwasserzielen im Küstenvorfeld, für Minenunternehmen und zur U-Boot-Jagd eingesetzt.

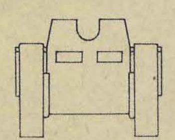


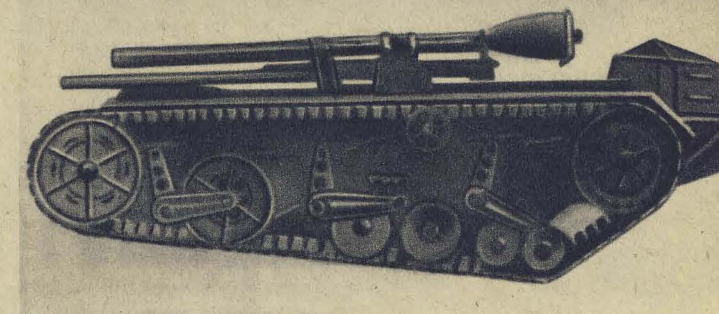
ARMEE-RUNDSCHAU 9/1964

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE MEHRZWECKLAFETTEN







VP 90 Fouga (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Masse	1,5 t
Länge	3,5 m
Breite	1,6 m
Höhe (gesamt)	≈ 0,9 m
Bodenfreiheit	250 mm
Höchstgeschwindigkeit	90 km/h
Bewaffnung (möglich)	MG, leichte Flak, Panzerabwehrraketen, rückstoßfreie Geschütze, Granatwerfer, Flammenwerfer, Boden-Luft-Raketen
Besatzung	2 Mann

Die Mehrzwecklafette Fouge wurde 1956 in die Bewaffnung der französischen Armee aufgenommen. Das Fahrzeug wird von einem 4-Takt-Ottomotor, 4 Zyl. von Porsche angetrieben. Die Panzerung am Bug beträgt 9 mm. Die Fouga ist ein durchaus brauchbares Fahrzeug, das auch zu Aufklärungszwecken eingesetzt werden kann.

ARMEE-RUNDSCHAU 9/1964

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS



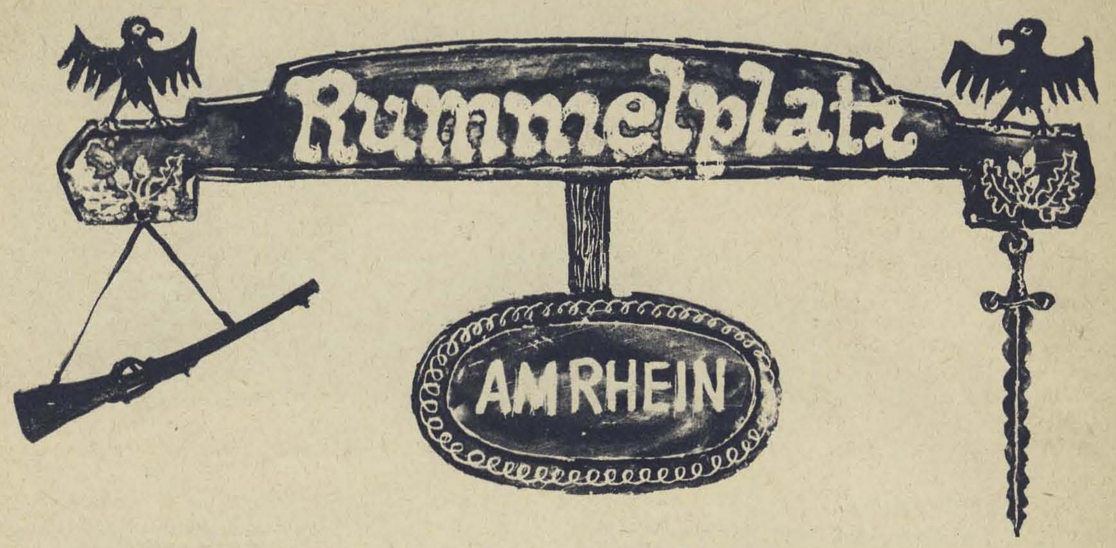


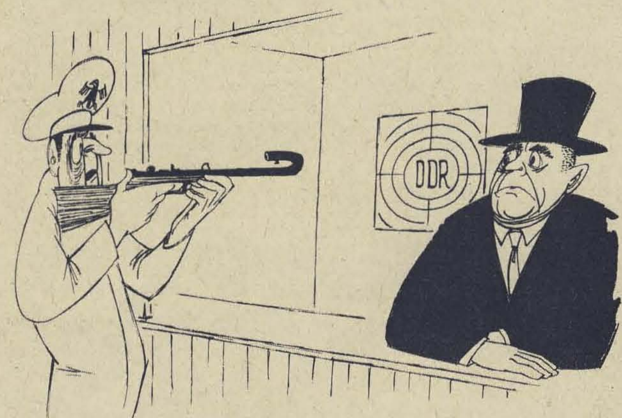
lMG Kalaschnikow (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

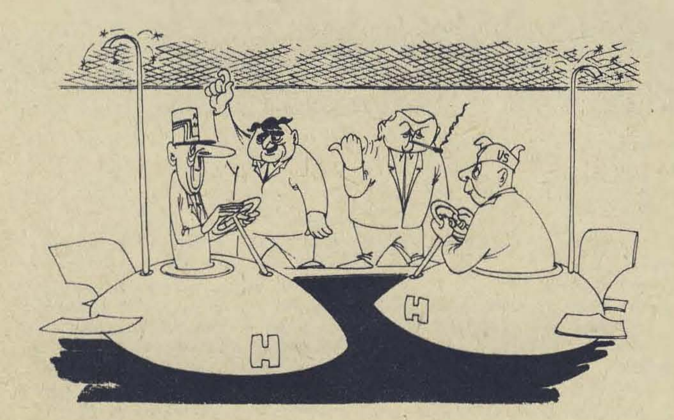
Masse mit Zweibein	
— mit Trommelmagazin (leer)	5,6 kg
— mit Stangenmagazin (leer)	5,0 kg
Anfangsgeschwindigkeit	745 m/s
Masse der Patrone (M-43)	16,2 g
Kaliber	7,62 mm
Feuergeschwindigkeit	
— theoretisch	600 Schuß/min.
— praktisch	150 Schuß/min.
Einzelfeuer praktisch	50 Schuß/min.
Fassungsvermögen	
— Trommelmagazin	70 Schuß
— Stangenmagazin	40 Schuß
Bedienung	1 Mann

Das lMGK ist 1964 in die Bewaffnung auch der NVA eingeführt worden. Es wurde auf der Grundlage der MPiK unter Berücksichtigung einer hohen Standardisierung konstruiert. Zum Unterschied zur MPi hat es lediglich einen stärkeren und längeren Lauf mit Zweibein und verschiedene Magazine. Auch die MPi-Magazine können eingesetzt werden.





„Schlechtes Geschäft; seit dem 13. August versuchen es immer weniger."



Westliche Einmütigkeit.

Hereinspaziert! Kommen Sie herein! Sie sehen den berühmten Rummelplatz am Rhein! Kolossal! Imperial! Zum dritten Mal!
Wir sind der Nachfolgebetrieb der berüchtigten Firma „Großdeutschland". Von acht Groschen bis in die Spitzengehaltsgruppen ist die alte Garde vertreten!

Ging Globke auch mit Bräutigam,
blieb Seebohm doch mit Lemmer;
wer ‚großdeutsch' einst zum Zuge [kam,
ist Wirtschaftswunder- [Schlemmer!

Unser Grundgeschwätz, das Grundgesetz unseres Unternehmens, verbürgt die volle Handelsfreiheit der Unternehmer. Auch Sie haben die Freiheit, für die Unternehmer ihre Stimme abzugeben. Sie können sie rechtsherum oder sogar halblinksherum wählen:

Wählt Adenauer oder Strauß,
wählt Erler oder Wehner:
Es kommt für Euch dasselbe raus,
'n Unterschied is' keener!

Das ist Tradition wie dunnemals schon — alles andere ist Illusion! Bewahren Sie sich diese! Sie werden sie noch dringend gebrauchen! Denn, Herrschaften, bei uns sehen Sie die größten

ILLUSIONISTEN,
KRAFTMEIER
und ABNORMITÄTEN,
aller Zeiten, aller Pleiten,
bis zurück in die Eisernen Zeiten!

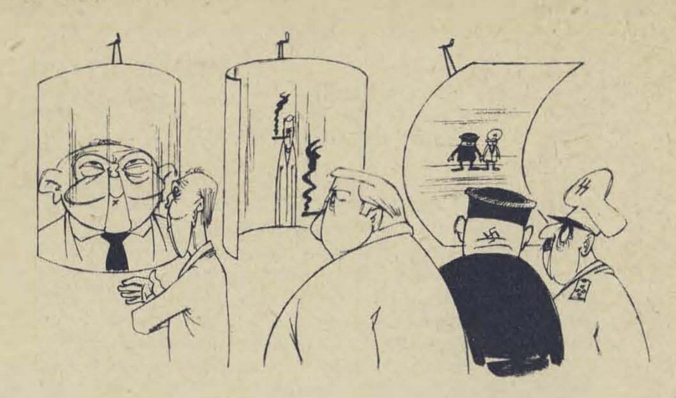
Darum trettnern Sie näher in das

Wachsfigurenkabinett unserer Geschichte

Sie kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus, wenn Sie erst einmal drin sind.
Apropos Trettner! Auch einer der Großen aus großer Zeit! Sein derzeitiges Gastspiel als Herr der Heerscharen in der Bundesschießbude ist möglicherweise nur von kurzer Dauer. Versäumen Sie deshalb nicht die einmalige Gelegenheit einer Besichtigung,

bevor ihn erst der Weltprotest
herunterfegt vom Zeltpodest!
Geht es so weiter, dann muß er [gehn —
trettnern Sie näher, noch ist er zu [sehn!

Aber, Leute! Keine Panik, keine Angst, verloren geht bei uns so leicht keiner: Wir stecken ihn einfach in eine andere Abteilung. Zum Beispiel in die



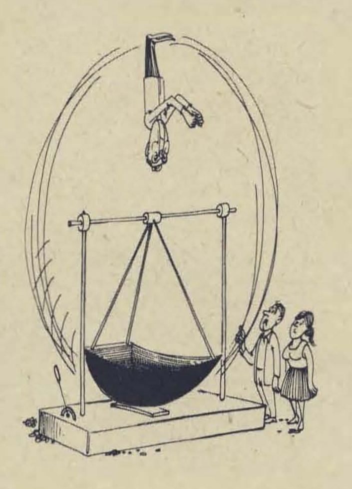
Adenauer: „Politik der Stärke scheint mir angeboren zu sein."
Erhard: „Na also, mir soll noch einmal einer nachsagen, ich würde nicht maßhalten."
„Bitte schön, Nazis sind in der Bundesrepublik unbedeutend."

Abnormitätenschau

Hier finden Sie alles in Übergröße, wie es die große Zeit verlangt. In dieser Abteilung sehen Sie die All-und-über-alles-Deutschen, die Groß- und Ultragroßdeutschen. Sie alle sind fest entschlossen, das Unternehmen zur alten Größe zu erweitern:

national-multilateral — ist ganz [egal!
Auf jeden Fall: Mit Knall!
Von Trettner und von Hassel
dröhnt das Atomgerassel!

Und damit, Herrschaften, sind wir beim Höhepunkt unserer Show angelangt:



„Eben sagte er noch: Und wenn ihr euch Kopf stellt, die DDR existiert nicht."

Zeichnungen: Klaus Arndt

Die Schießbude

Die Hochschule kern- und korndeutschen Wesens! Die Weihestätte der Ewiggestrigen, die Übungsstätte der Möchtegerne von morgen! Leute! Schießt mit! Wir brauchen dringend Teilnehmer fürs dritte deutsche Schützenfest.

Jeder Wurf ein Treffer.



Weltkrieg drei —
wer ist dabei?
Mit Atomkopf und Raketen —
Wenn wir sie erst haben täten . . .

Darum: Mut, Leute! Noch ist nicht aller Tage Abend! Noch zielt die Brigade Erhard mit ihrer Politik auf atomare Gleichberechtigung und Sofortabrechnung, noch hat sie die nukleare Klärung strittiger Fragen im Visier, nimmt sie mit friedlichen Mitteln Mitteldeutschland ins Zielgerät, von Bebra bis Brjansk! Jawoll, B r j a n s k sage ich! Nur Lumpen sind bescheiden! Und w i r sind bescheiden! Wir bescheiden uns mit den Grenzen von 1937 und den anschließenden Flurbereinigungen im Raum von Orel mit Kurs auf Kursk.
Wer sagt, wir schießen damit übers Ziel? Ja, denkt denn keiner an den Absatz unserer Überproduktion? Was wißt denn ihr Würstchen, was das dort für ein Absatzgebiet ist! Sie haben ja keine Ahnung, wie wir uns dort schon einmal abgesetzt haben! Wer lacht da? Sie finden das zum Schießen? Wenn Sie lachen wollen, dann lachen Sie über die zentrale Schießbudenfigur des lachhaften Kabinetts, lachen Sie über

Heinrich Lübke!

Unser Bundesheini, das Gelächter der Welt, soeben wieder auf weitere 5 Jahre unter Vertrag genommen, in der zwerchfellerschütternden Posse:
„Minnchen, mir graut vor Dir“ oder
„Heini, komm in die Heia!“

Lachen Sie über die urkomischen Sondereinlagen seiner Gemahlin Wilhelmine auf dem diplomatischen Parkett! Wer lacht, vauzwei-felt nicht an Lübkes NS-grauer Vergangenheit, als er noch jeden Tag peenemündlich über seine V 2-KZ-Belegschaft Rapport hielt. Heute rapportiert er eben beim Industrie-Berg, dem neuen Mann der alten Firma!

Das ist bei uns die Tradition
seit Adolf und seit Wilhelm schon:
Die Industrie an Rhein und Ruhr
regiert durch ihre Kreatur!

Kleine Lachpause; und damit ist eine Gedenkminute für Adolf den Brennbaren fällig!

Er hütete die Tradition
als Krupp und Thyssens treuester Sohn;
er gab uns die Parole aus:
G a n z Deutschland ist e i n Schützenhaus!

Und deshalb heißt auch heute wieder unsere Parole: Von Pankow bis Charkow — der Ostraum wird frei!
Ham wa alles schon gehabt? Klar, wenn es der geniale Führa, der Dussel, nicht wieder verloren hätte! Aber dennoch: Der Mann war im großen und ganzen goldrichtig! Sein Fehler war nur, daß er nicht schon vorher die Memoiren seiner Generäle gelesen hat.
Und jetzt wieder zurück zu unsrer Schießbude.
Auch jetzt bereits geht mal ein Schuß nach hinten los. Auch jetzt sind schon Kam'raden zu beklagen:

Globke, Bräutigam — die Lieben,
wo ist Krüger denn geblieben?
Oberländer und Sawade,
Mauns aus München, . . . schade, schade!

Manch einer mußte also am Schießstand passen, alles Scheibe . . . Aber so was kommt vor. Auch Fahrkarten werden bei uns mal geschossen. Der Schuß vom 17. Juni ging leider daneben, zugegeben. Stellt Kerzen in'ne Fensta! Denn auch der 13. August ist ein Tag der Trauer. Die Vorwärtsstrategie von Adenauer endete an der Mauer, sauer. Doch liegen wir weiter auf der Lauer! Von wejen Entspannung! Deutschlands Zukunft liegt auf dem Goldwater! Und von wegen demokratischer Grundrechte. Uns ist jeder Grund recht, die Demokratie abzubauen. Demokratie ex. Alte Marschierer an die Front! Noch mehr Hechte in die Bundeswehr. Unsere Devise lautet:

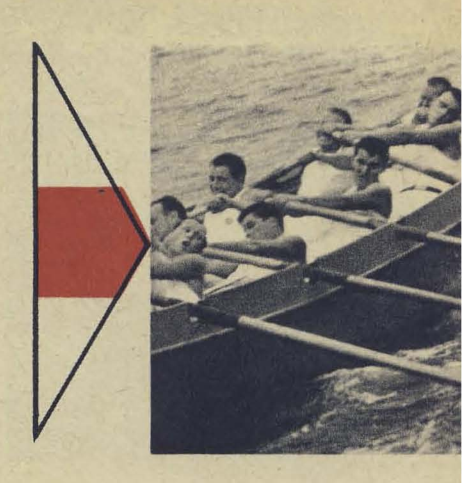
Große Fische — kleine Heye!
Wir riskieren es immer wieder aufs neue!
Nach jeder Schlappe — die große Klappe!

Und von wegen Beistandspakt! Weil die DDR bekanntlich nicht existiert — ist für uns überhaupt nichts riskiert, kapiert?
Also hereinspaziert! Zweimal krepiert — zum dritten marschiert.



SCHLUSSBEMERKUNG unseres redaktionellen B.Trachters.

Ob Adenauer, Erhard, Strauß,
Die Bonner Ultra-Show fällt aus!
Geändert haben sich die Zeiten:
Es gibt kein drittes Ostlandreiten.
Des Revanchismus letzten Akt
verhindert unser
FREUNDSCHAFTS-PAKT!



Elferrat zur See

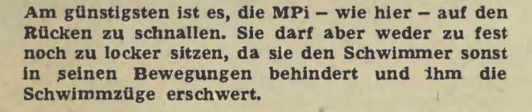
Nun ist es ja noch eine Weile hin bis zum elften elften elf Uhr elf, geschweige denn bis zum Siedepunkt der Faschingszeit. Verwechslungen sind also kaum möglich. Womit bereits gesagt ist, daß dieser Elferrat wenig oder gar nichts mit dem Karneval zu tun hat. Sein Wirkungsbereich ist nicht jenes feucht-fröhliche Treiben unter der bunten Narrenkappe, sondern der harte, strapaziöse Seesportmehrkampf der Matrosen unserer Volksmarine.

Zu elft sitzen sie in ihren tonnenschweren Kuttern, an vier Tagen elf Disziplinen (Bildreihe) bestreitend: Langstreckenrudern über 10 km, MPi-Schießen, Wurfleinenwerfen, Kleiderschwimmen, Geländelauf, Kuttersegeln, Knoten und Spleißen, Winken, Freistil-Schwimmen, Kutterrees über 1500 m, Tauklettern. Wer gewinnt, kriegt eine Goldmedaille und ist – Elferrat zur See.

So ist das.

Doch nicht etwa so-so!

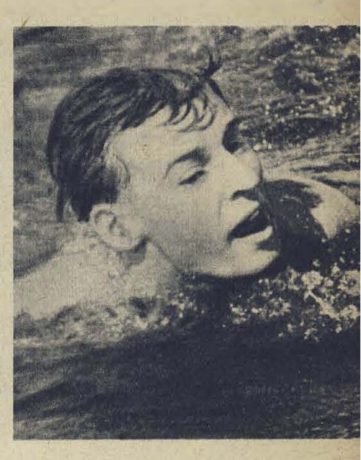
Hier steckt mehr dahinter: Perfektes seemännisches Können des einzelnen wie der gesamten



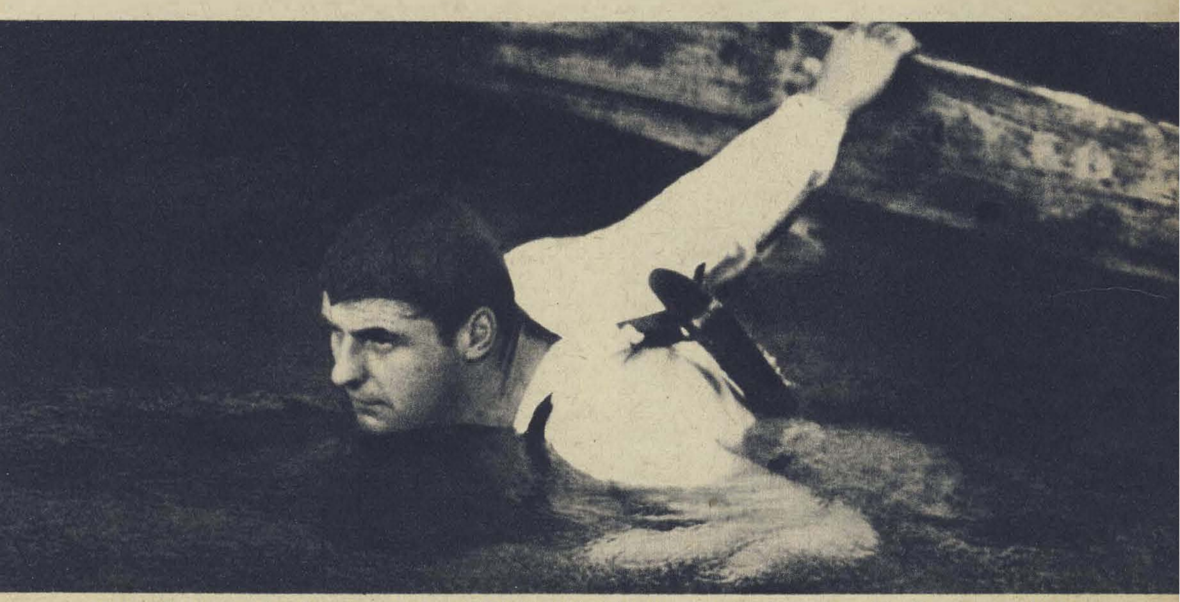
Am günstigsten ist es, die MPi – wie hier – auf den Rücken zu schnallen. Sie darf aber weder zu fest noch zu locker sitzen, da sie den Schwimmer sonst in seinen Bewegungen behindert und ihm die Schwimmzüge erschwert.



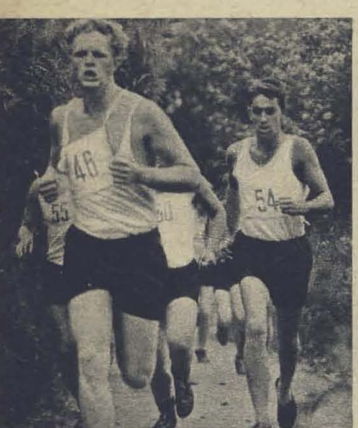




Kutterbesatzung, letzter Krafteinsatz, hohe Kondition und ein ausgeprägter Kollektivgeist. Es zählt die Leistung des einzelnen für ihn selbst wie auch für die Kutterbesatzung. Jeder muß sich auf jeden verlassen können. Eine Maxime, die nicht nur der Seesportmehrkampf gebietet, sondern gleichermaßen auch der Dienst an Bord unserer KS-Schiffe, U-Jäger, TS-Boote oder MLR-Schiffe. So sind – neben der „handwerklichen" Seite – auch dieserhalb die Beziehungen zwischen Dienst und Sport eng geknüpft. Es ist schwer zu sagen, was wohl das schwerste am Seesportmehrkampf sei. Vieles hängt davon ab, wie die Teilnehmer in den einzelnen Sparten geübt sind. Der Signalgast hat es naturgemäß leichter beim Winken als, sagen wir, der Maschinist. Dennoch lassen sich auch hier Gemeinsamkeiten finden: Sechsundzwanzig Matrosen, die bei der diesjährigen Woche des Sports der Volksmarine zusammen mit ihren Kameraden den Seesportmehrkampf bestritten, erklärten übereinstimmend, daß sie das 50-m-Kleiderschwimmen als „unangenehmste", „schwerste", „mulmigste", „kritischste" Disziplin empfinden. Für uns also Grund genug, besagten Wettbewerb ein bißchen gründlicher unter die Lupe zu nehmen. Nicht zuletzt deshalb, weil das Schwimmen in Uniform und mit Waffe für jeden Soldaten von Bedeutung ist.
Vielleicht wird mancher überrascht dreinschauen: Aber die schnellsten Schwimmer sind keineswegs auch immer die besten Kleiderschwimmer! Den Beweis liefert unsere Tabelle. In ihr nennen wir die ersten Zwanzig des Klei-



Beim Start aus der Schwimmlage entfällt die Möglichkeit, sich durch einen guten Startsprung in Front zu bringen. Hier kommt es dafür auf kräftiges Abstoßen mit den Füßen an.



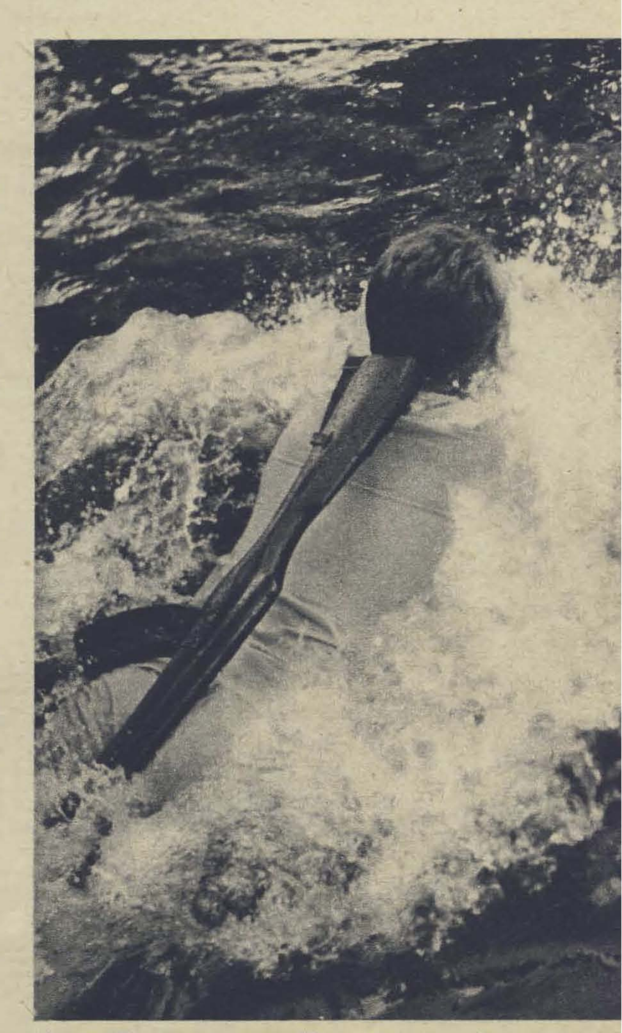




derschwimmens und setzten dazu ihre Zeiten und Platzziffern vom Freistilschwimmen des Vortages in Vergleich. Bereits ein kurzer Überschlag ergibt, daß sie beim Uniformschwimmen durchschnittlich um 10,4 Plätze besser liegen als beim Schwimmen ohne Ballast. Außerdem unterbot hierbei der Zwanzigste immerhin noch das für 100 Punkte gesetzte Zeit-Limit von 1:00,0 min um 1,5 s und erhielt dafür 103 Punkte. Zum Vergleich sei erwähnt, daß der Zwanzigste des Freistilschwimmens das hierfür gültige Zeit-Limit bereits um sieben Zehntelsekunden überschritten hatte. Und schließlich ergibt eine weitere Analyse, daß die ersten Freistil-Zwanzig beim Schwimmen in Uniform um durchschnittlich 15,6 Plätze schlechter liegen. Ein deutlicher Rückstand also.

Er hat seine Ursachen in der unterschiedlichen Spezifik des Freistil- und des Kleiderschwimmens. Der gute und schnelle Freistilschwimmer ist heute immer ein Kraulschwimmer. Das erwies sich auch hier in Stralsund. Für das Kleiderschwimmen aber, ein Wettbewerb unter besonderen Erschwernissen und Belastungen also, ist der Kraulstil unzweckmäßig, weil – besonders bei relativ ungeübten Schwimmern – zu unruhig, zu sehr das Wasser aufpeitschend (damit zusätzliche Widerstände schaffend) und zu kraftraubend. Selbst die routiniertesten Kraulschwimmer kehrten nach drei, vier Versuchen ausnahmslos wieder zum Brustschwimmen zurück. Darin jedoch waren sie oft weit weniger speziell geübt. Die Folge war, daß sie vielfach nicht jene Schnelligkeit wie die „konservativen" und ihnen ansonsten stets unterlegenen Brustschwimmer erreichten.

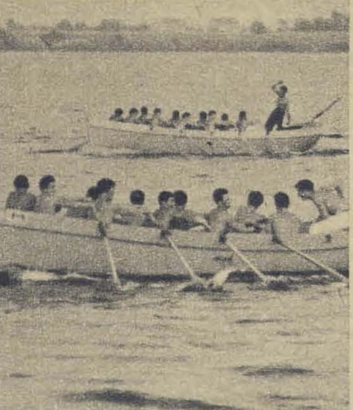
Wir unterhielten uns darüber mit Obermaat Martin Saß, dem Zweiten des Kleiderschwimmens. Ihm sagt diese Disziplin mehr zu als der Freistil-Wettbewerb. „Ich schwimme seit meinem sechsten Lebensjahr und habe vor allem einen kräftigen Bruststil mit starkem Armzug", erklärt er. „Die Belastung durch Uniform und Waffe macht mir nicht viel aus. Wenn es auch hindert, so kann ich prinzipiell doch auf meine altgewohnte Art schwimmen. Kraulen bringt



Mit kräftigen und regelmäßigen Schwimmzügen – unbehindert von der auf dem Rücken liegenden Waffe – strebt der Matrose dem Ziel und einer guten, punktebringenden Zeit entgegen.









nichts ein beim Kleiderschwimmen. Das günstigste ist ein guter und kräftiger Bruststil. Man liegt dabei relativ ruhig im Wasser, kommt nicht in Atemnot und spart besonders auf längeren Strecken erheblich an Kraft, wodurch sich die Fähigkeit, ausdauernd zu schwimmen, stark erhöht."

Es sei dies allen Genossen ein praktischer Tip fürs eigene Üben im Schwimmen mit Uniform und Waffe. Im modernen Gefecht kann kein Soldat darauf verzichten. Und am besten ist's, man übt sich rechtzeitig darin. Auch und vor allem durch regelmäßiges Brustschwimmen, auf daß man sicher wird in dieser für das Kleiderschwimmen charakteristischen Stilart und größere Ausdauer erlangt. Das beweist uns nicht zuletzt auch der diesjährige „Elferrat zur See" – die Kutterbesatzung von Unterleutnant Möller, deren Gesamtsieg bei der Woche des Sports der Volksmarine sich wesentlich auf ihre 1102 Punkte beim Kleiderschwimmen begründet...

K. H. F.

DES KLEIDERSCHWIMMENS BESTENLISTE

(Die zweite Zeit sowie die Platzziffer rechts außen nennen das Ergebnis desselben Genossen im 50-m-Freistilschwimmen)

	Name	Zeit	Zeit	Platz
1.	Matrose Becker	46,5 s	46,7 s	47. Platz
2.	Obermaat Saß	48,0 s	38,8 s	15. Platz
3.	Obermaat Lienhardt	48,9 s	32,6 s	3. Platz
4.	Stabsmatrose Azeroth	52,0 s	32,5 s	2. Platz
5.	Stabsmatrose Krüger	52,4 s	44,7 s	38. Platz
6.	Stabsmatrose Tielicke	52,5 s	41,8 s	24. Platz
7.	Matrose Küss	52,7 s	30,1 s	1. Platz
8.	Matrose Jackzies	52,9 s	35,3 s	8. Platz
9.	Stabsmatrose Neumann	54,2 s	35,5 s	10. Platz
10.	Offiziersschüler Kittler	54,4 s	34,6 s	7. Platz
11.	Stabsmatrose Dillert	55,4 s	39,5 s	17. Platz
12.	Obermaat Keil	55,9 s	44,4 s	36. Platz
13.	Stabsmatrose Feistkorn	56,6 s	44,0 s	34. Platz
14.	Stabsmatrose Jeschke	56,7 s	46,4 s	42. Platz
15.	Obermatrose Vogt	57,1 s	34,0 s	6. Platz
16.	Obermatrose Braatz	57,2 s	34,0 s	6. Platz
17.	Obermatrose Lange	57,3 s	43,8 s	32. Platz
18.	Obermatrose Scholz	57,4 s	44,7 s	38. Platz
19.	Offiziersschüler Marx	57,5 s	46,6 s	44. Platz
20.	Obermatrose Grenzner	58,5 s	35,4 s	9. Platz

Da hat vor 15 ~~50~~ Jahren noch keiner dran gedacht

Beim „Großen Michaelispreis von Gütersloh" warteten zwanzigtausend Zuschauer auf den Start Gustav Adolf Schurs, Bernhard Ecksteins und anderer Spitzenfahrer aus der Deutschen Demokratischen Republik. Auch ein starkes Polizeiaufgebot war erschienen, doch nicht zur Sicherung des Rennverlaufs, sondern zur Verteidigung der bundeseigenen Demokratie, die man als bedroht ansah. Trugen doch unsere Fahrer — wie das überall üblich ist — das Staatsemblem auf der Rennkleidung. Nun hatte man aber in nordrhein-westfälischer List Brust- und Rückennummern ausgegeben, wie sie sonst nur von Skiläufern getragen werden. Dadurch wurde das auf dem Jersey befindliche Staatswappen verdeckt. Doch Schur und seine Kameraden befestigten nun das Emblem auf der Rennhose, worauf die sogenannten Ordnungshüter einschritten. Sie waren unverfroren genug, den beiden Weltmeistern und ihren Kameraden mit sofortiger Verhaftung zu drohen, falls sie das Abzeichen nicht entfernten.

„Also los, trennen Sie's schon ab!" raunzte der Verfassungsschutzmann. „Aber nicht doch", sagte Täve, „ich könnte höchstens . . ."

„Was?" bellte der Aufpasser.

„. . . die Hose ausziehen. Und dann könnten Sie mich . . .!"



„Man hat ein Loch in den heiligen Himmel geschossen", sagte der Genossenschaftshirte zum Pfarrer.

„Der Himmel ist weit und groß", antwortete der Pfarrer. „Das unheilige Raketenloch ist nicht größer als ein Erbsloch in einem Zirkuszelt."

„Trotzdem kann man durch ein Erbsloch sehn, was im Zirkuszelt gespielt wird", belehrte ihn der Rinderhirt.



In einer Versammlung der Nationalen Front in dem thüringischen Städtchen A. stand ein alter Handwerksmeister auf und sagte:

„Manche Kollegen pflaumen mich immer wieder an, warum ich denn als langjähriger Obermeister von der Dachdeckerinnung nun als einer der ersten in die Bauhandwerker-Genossenschaft gegangen bin. Also das war so. Ich bespreche nämlich immer alles gründlich mit meiner Frau, und die hat immer gesagt: ‚Emil, laß

Illustration: Horst Schrade

die Finger davon. Du kannst nie wissen, wie's mal kommt, und dann kommt's wieder anders, und dann biste drin in der Genossenschaft, und denn biste alles los!' und da hab' ich die Finger davongelassen. Na, und da haben sie mich gefragt, ob ich nicht mal auf'n Kursus von der Nationalen Front gehn wollte, und weil ich gerade Ferien gebrauchen konnte, hab' ich ja gesagt. Na, und da hab' ich auf meine alten Tage erstmal gehört, wie das ist mit'n Krieg und mit'n Frieden und wie's heutzutage zugeht in der Welt und wie das wirklich ist mit den Russen und den Chinesen und wie's bei uns mal alles kommen wird. Und als ich wieder zu Hause war, da hab' ich die ganze Nacht diskutiert mit meiner Frau, und es war schon gegen Morgen, da hat sie gesagt: ‚Emil, glaubst du wirklich, daß die bleiben?' Und da hab' ich gesagt: ‚Anna, da kannste Gift drauf nehmen, die bleiben!' Und da hat sie gesagt: ‚Na, denn mußt du als einer der ersten in die Genossenschaft gehn, sonst schöppen dir die andern den Rahm ab!'"



Herr Citroni und ich gingen an einer Mauer vorüber, darauf klebte ein Plakat: „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung des Friedens!" Herr Citroni fand das Plakat schlecht. „Sehen Sie sich bloß die Schrift an, die man für das Wort ‚und' gewählt hat", sagte er, „eine ganz üble Schrift, wie sie von mittelmäßigen Druckereien für billige Drucksachen verwendet wird." Ich mußte den Schönheitsfehler zugeben. Herr Citroni sagte: „Nein, so etwas, Plakate müssen formvollendet aussehen."
Am nächsten Tag begegnete ich ihm auf der Straße. „Hallo", rief er, „sehen Sie, was ich entdeckt habe: Ein englisches Magazin für Grafik. Da können Sie sehen, wie ein Plakat aussieht. Diese Farben. Hat das Form — oder?"
Ich sah mir die Reproduktion an. Ein Matrose sitzt auf einem großen Schiffsgeschütz, denn das Plakat soll Rekruten werben.
„Und wie geschmackvoll die Schrift ist, schauen Sie: Das ist Klasse." Die Schrift lautete: Du brauchst nur den Finger zu krümmen, und alle vier Rohre feuern los! 500 Schuß in der Minute! — „Können Sie denn nicht lesen?" fragte ich Herrn Citroni. Seine Antwort war: „Ach, Sie Pedant, Sie stoßen sich wohl gleich wieder an dem Text."



Zerfetzt und verdreckt, mit zerrissenen Schuhen und blutenden Füßen, im Innern von Angst, Verzweiflung und Lügen vergiftet, kam Anton Bandusch mit seiner zu Tode erschöpften Frau bei Kriegsende nach dem Dorf Hagewald in Brandenburg. Er erwiderte jedes an ihn gerichtete Wort mit Haß und Hohn; er schlug jede Hand zurück, als sei sie zum Schlag erhoben worden. Hilfsangebote wies er ab, mißtrauisch gegen alle und alles. Wie ihm als Neubauer siebeneinhalb Hektar bei der Landverteilung zufielen, fing er an, sein Land zu bestellen, als sei es ihm anbefohlen wie Zwangsarbeit. Er bekam dazu auch das nötige Gerät und eine Kuh aus dem Herrenstall und Kleinvieh.
Als ihm die neuen Gesetze zustatten kamen, so daß ihm durch Neubauernkredit eine Siedlerwohnung entstand, da hörte er endlich ganz auf zu fluchen. Er blieb wortkarg und mürrisch, als hätte er mit den giftigen Redensarten durchaus die Gabe des Redens verloren. Er arbeitete stumm und verbissen auf seinem Acker, erfüllte das vorgeschriebene Soll, und er hatte es schließlich übererfüllt. Er ging nie unter Menschen, weder in Versammlungen noch ins Wirtshaus, und selbst seiner eigenen Frau verriet er niemals seine Gedanken.
Aber als dann im Dorf Hagewald die Friedensernte gefeiert wurde, kam Anton Bandusch ein Einfall, seine Gedanken auszudrücken. Im frohen Umzug der Erntewagen erschien er in seinen alten, zerrissenen Kleidern, und auch sein Gesicht war böse verkniffen. Er zog einen schäbigen Karren hinter sich her, auf den er allerlei Plunder geladen hatte, zerrissene Schuhe und Lumpen; daran war ein Schild befestigt:
„Das verdanke ich Hitler und seinem Krieg!"
Hinter ihm fuhr seine Frau, in guten Kleidern, vergnügt, auf ihrem hoch mit Korn beladenen Wagen, daran war ein Schild befestigt:
„Das verdanke ich der Sowjetunion
und der Deutschen Demokratischen Republik!"



Fragt einer: „Warum haben Unsere eigentlich die Grenzen ausgerechnet am 13. dicht gemacht?" Sagt ein Soldat: „Weil unsere Regierung die Lemmer-Leute in ihrem Aberglauben bestärken wollte."



In einer am Ostbahnhof stationierten Panzereinheit der Nationalen Volksarmee verpflichteten sich mehrere junge Panzersoldaten, über ihre Dienstzeit hinaus dazubleiben.
„Warum verlängert ihr denn eure Dienstzeit?" wollte jemand wissen.
„Damit die Zeit bis zum Friedensvertrag verkürzt wird", kam prompt die Antwort.

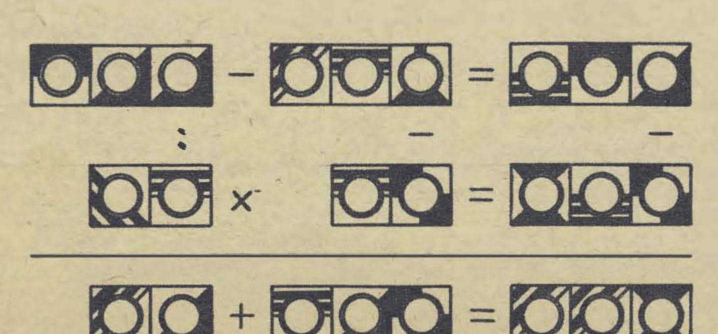


Befragt, ob er es billige, daß im Sozialismus alle die gleiche Weltanschauung haben sollten, zog Nepomuk seine Uhr und bat den Fragesteller, das nämliche zu tun. Da beide Uhren richtig gingen, zeigten beide die gleiche Zeit an. „Können sie das billigen?" fragte Nepomuk.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Maßeinheit für Kraft und Gewicht, 5. kleiner Schiffstyp der NVA (Grenze), 10. Spielkarte, 14. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 15. Raubvogel, 16. erzählende Versdichtung, 18. Farbgebung, 20. Vogel, 22. Lotterieanteil, 23. Sänger, 24. sowj. Landwirtschaftsbetrieb, 25. Stadt an der Donau, 27. europ. Hauptstadt, 30. patriot. Sänger und Kämpfer des Befreiungskrieges (1791–1813), 35. Wasserweg, 37. eine der ältesten Formen des Kunsthandwerks, 41. Hafenmauer, 42. Wasservogel, 43. brasil. Staat, 44. griech. Buchstabe, 45. Chef der Volksmarine, 46. Stadt in Italien, 49. Zeitabschnitt, 50. Weckruf, 51. Befehl, 52. Mittelmeerinsel, 53. Kampfbahn, 54. Vorfahr, 55. ungar. Lyriker, 58. altes Gewicht, 59. Nebenfluß der Donau, 61. Ausdruck der Lebensfreude, 62. Konstrukteur eines Motors, 63. Einfahrt, 65. Morgenveranstaltung, 68. Landform, 70. Geschoß, 75. dichter.: Adler, 78. sowj. Schriftsteller der Gegenwart, 80. belg. Nordseebad, 82. Unterwassergeschoß, 83. Teil des Baumes, 85. Wohlgeruch, 86. Gerät zum Messen der Wassertiefe, 87. Rauchabzug, 88. inselreicher finnischer See, 89. abessin. Titel, 90. Planet, 91. Nachrichtenübermittler, 92. Teil des Fußes.

Senkrecht: 1. Ostseeinsel, 2. griech. Insel, 3. Abwehr (Fechten), 4. Kampfgas, 6. engl. Schulstadt, 7. Energiequant der elektromagnet. Strahlung, 8. Teil des Auges, 9. Prager Journalist, Meister der polit. Satire, 10. Flachfeuergeschütz, 12. Waffenfarbe, 13. dän. Insel, 17. Hockeyspiel zu Pferde, 18. griech. Insel, 19. Erdart, 21. chem. Element, 26. Papagei, 27. Begrenzung, 28. Autor des Romans „Prof. Unrat", 29. Hinweis, 30. Wüste in Mittelasien, 31. Sprengstoff, 32. populär. Judokämpfer, 33. alte Bezeichnung für junges Militärpferd, 34. Lernender an einer Hochschule, 36. Tanzgruppe, 37. Warenverzeichnis, 38. Wassersportveranstaltung, 39. Insel im Atlant. Ozean (Portugal), 40. Abzeichen an Dienstmützen, 46. Schweizer Kanton, 47. Nebenfluß des Rheins, 48. Fluß in Norddeutschland, 56. Strom in Sibirien, 57. Nebenfluß der Fulda, 60. Strom in Afrika, 64. jap. Olympiasieger in Rom (Turnen), 66. Erfinder des



RATEN UND RECHNEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

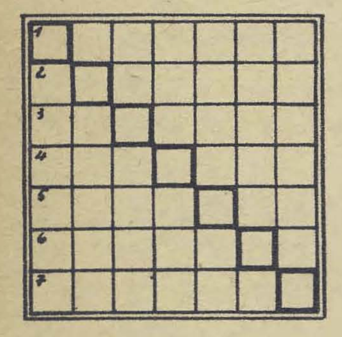
Gasglühlichts, 67. Konzentrat, 69. Oper von R. Strauß, 71. chem. Element, 72. sowj. Nachrichtenagentur, 73. Moskauer Verkehrsmittel, 74. Gedicht, 76. Farbe, 77. Wurfgerät, 78. Verkehrszeichen, 79. Textilgewebe, 81. Punkt an dem zwei oder mehrere Ebenen zusammentreffen, 82. Einrichtung beim Fußballspiel, Glücksspiel, 83. Stadt in Italien, 84. Versuch.

FULLRÄTSEL

1. indones. Stadt auf Java, 2. deutsche Schriftstellerin, 3. Sprengkraft, 4. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 5. ital. Physiker und Astronom (1564–1642), 6. Fliegertrainingsgerät, 7. Abzugsbeschleuniger an Sportpistolen.

Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen eines hervorragenden Spanienkämpfers.

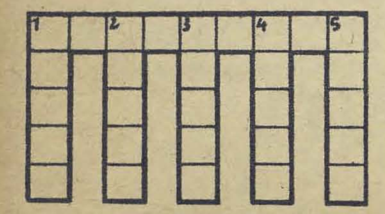
Verwendet werden die Buchstaben: aaa bb c d eeeeeee ggg hhh iiiii llll m nnnn p rrrrr ssss tt u x z.



RÄTSELKAMM

Senkrecht: 1. Hauptstadt von Afghanistan, 2. Stadt an der Donau in Rumänien, 3. Stadt in der VR Polen, 4. europ. Staat in der Landessprache, 5. europ. Hauptstadt.

Waagerecht: sowj. Kohlengebiet in Sibirien. Verwendet werden die Buchstaben: aaaaa bb d eee gg h i k l nnn o rr ss t uuu.

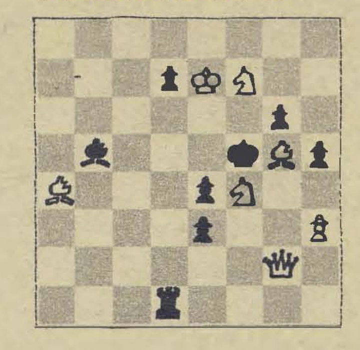


SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bel – dier – dra – e – ef – ef – ein – es – fel – fet – fet – flek – heit – ir – ka – ka – ko – kutsk – la – la – lew – lon – louv – lu – lum – ma – ma – me – ne – no – nik – on – pa – pe – po – ra – re – re – re – row – sput – tap – te – ten – ter – ti – tor – tu – tun – vo – wan – wand – sind 18 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sportbüchsentyp.

1. Marschordnung, 2. Form des Klassenkampfes, 3. Drehimpuls, Drall, 4. sowj. Pistole, 5. Selbstladepistole, 6. militär. Formation, 7. Teil des Geschützes, 8. Drahtseile zum Abspannen der Schiffsmasten, 9. Nachschubgebiet hinter der Front, 10. Schloßbau in Paris, 11. Kältesteppe um das Nordpolarmeer, 12. Druckmesser, 13. frz. Karikaturist, 14. Stadt in Sibirien, 15. sowj. Weltraumgeschoß, 16. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 17. Teil der Sturmbahn, 18. Teil der Richtantenne.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Ein Schnittpunktproblem. Der Schlüsselzug schaltet die Verteidigungsmöglichkeiten der schwarzen Figuren (T. und L.) aus.

Verfasser: H. Klüver.

Stellungsbild Weiß: Ke7, Dg2, Lo4, Lg5, Sf4, Sf7, Bh3 (sieben Steine).

Schwarz: Kf5, Td1, Lb5, Bd7, e3, e4, g6, h5 (acht Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 8/1964

SKAT: V Karo 7, M Karo König, H Kreuz As; M Kreuz 7, H Kreuz 10, V Karo Bube; V Karo 8, M Karo As, H Pik As; M Kreuz 8, H Kreuz König, V Herz Bube; V Herz As . . . Unabhängig vom weiteren Spielverlauf erhält V mindestens 61 Augen.

SCHACH: Weiß: Kg1, De1, Tc3, Se6, Bg2 – Schwarz: Ke3, Dd3, Sf1, Be2, e4. Zweizüger von L. Rothstein. 1. Da1 Dc3: 2. Dc3: matt. 1. . . . Sg3 2. Dc1 matt, 1. . . . Sd2 2. Da7 matt, 1. . . . e1D 2. De1: matt.

SILBENRÄTSEL: 1. Neper, 2. Einstein, 3. Turnier, 4. Ziolkowski, 5. Wache, 6. Emitter, 7. Richtkreis, 8. Kinematik, 9. Astronautik, 10. Newton, 11. Ampere, 12. Losung, 13. Yperit, 14. Statistik, 15. Elektron – „Netzwerkanalyse".

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Quito, 4. Maxim, 8. Skala, 12. Kabul, 15. Saar, 16. Soman, 17. Asti, 18. Amado, 19. Kasan, 20. Sinus, 21. Eisen, 22. Leib, 24. Rasse, 26. Buhl, 27. Traber, 30. Tee, 32. Arve, 34. Garbe, 38. Klinker, 40. Krake, 43. Erden, 46. Este, 49. Melbourne, 50. Adam, 51. Nestor, 53. Ger, 55. Liebig, 59. Sana, 60. Wieczorek, 63. Elle, 64. Spalt, 66. Ebert, 68. Negativ, 70. Leine, 73. Metz, 75. Sen, 77. Herzen, 81. Stab, 83. Meran, 85. Hamm, 87. Front, 88. Gogol, 89. Bisam, 90. Dress, 91. Idol, 92. Degen, 93. Kufe, 94. Email, 95. Nauen, 96. Lamar, 97. Nagel.

Senkrecht: 1. Quant, 2. Ilawa, 3. Opole, 4. Maki, 5. Araber, 6. Isar, 7. Monat, 8. Sasse, 9. Knie, 10. Laub, 11. Assuan, 12. Kiel, 13. Basar, 14. Linie, 23. Erg, 25. Sète, 28. Rur, 29. Bake, 31. Albacete, 32. Ares, 33. Veto, 35. Atom, 36. Bersarin, 37. Ern, 39. Kun, 50. Kelle, 41. Ampel, 42. Elli, 44. Degas, 45. Narwa, 47. Stake, 48. Ernst, 52. Ehre, 54. Ozon, 56. Ilse, 57. Benz, 58. Gig, 61. Ill, 62. Eber, 65. Pier, 67. Rue, 69. Aragon, 71. Ithaka, 72. Ehm, 73. Muffe, 74. Thoma, 75. Selen, 76. Nabel, 78. Emden, 79. Zweig, 80. Nasal, 81. Stil, 82. Bola, 83. Mode, 84. Nina, 86. Amur.

RUND UM DAS ZAHLENFELD: 1. Revolver, 2. Vergaser, 3. Sabotage, 4. Rotation, 5. Fraktion, 6. Karpaten, 7. Satellit.



HEFT 9
SEPTEMBER 1964
PREIS MDN 1,–

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Molkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. August 1964

Fotos: Gebauer (28) Titel, S. 9, 10, 11, 12, 39, 40, 41, 71, 72, 73, 74, 75; Novotny (1) S. 6; Barkowsky (2) S. 19, Rücktitel; Klöppel (1) S. 21; Zentralbild (7) S. 22, 23, 24, 25, 32; Wlocka (2) S. 23; Thienel (3) S. 23, 24, 25; DEFA (1) S. 23; Böhle (2) S. 24; Hammer (1) S. 29; Walzel (6) S. 45, 46, 47; Progreß (1) S. 50; Weiß (1) S. 52; Möllendorf (5) S. 59, 60, 61, 62, 63; Militärbilddienst (3) S. 64; Archiv (15) S. 4, 5, 7, 22, 23, 25, 31, 48, 49, 66, 67.

TITELBILD: Flott und adrett – Unteroffizier Elfriede Middendorff

STAR-Palette

Nach ihrem Geburtsschein heißt sie Rosemarie Wager. Als sie mit 5 Jahren das erste Mal vor sowjetischen Soldaten auftrat, nannten sie die Eltern Rosemarie Wagerowa. Heute begegnet sie uns mit ihren jüngeren Geschwistern als die Akrobatikgruppe „Die drei Novellos".
Die drei haben nicht – wie heute die meisten jungen Artisten – unsere staatliche Artistenschule besucht. Rosemarie hat aber viele Schulen kennengelernt, als sie mit dem Zirkus und einem Schulwanderbuch von Ort zu Ort zog. Früh übt sich, was ein Artist werden will, hatten ihre Eltern gesagt. Als Rosemarie sich wie viele Babys noch daran versuchte, an ihren Zehen zu lutschen, bemühten sich deshalb schon ihre Eltern im kindlichen Spiel ihre Glieder geschmeidig zu machen. Längst ist aus dem Spiel Arbeit geworden. Zwei Jahre haben die Geschwister beispielsweise gebraucht, bis der Schlußtrick ihrer Nummer saß,



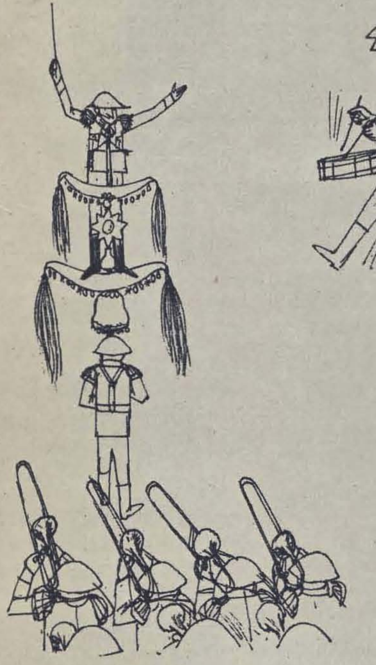
Rosemarie Novello

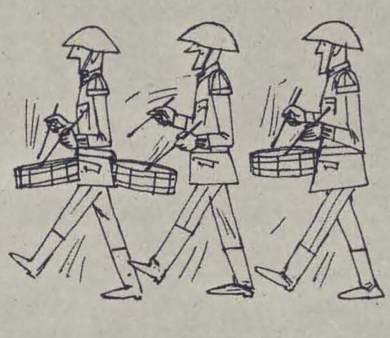
der übrigens einmalig in Europa sein soll. Und etwas Neues muß immer gesucht, geprobt und dargeboten werden, um alle zwei Jahre vor der Überprüfungskommission bestehen zu können, und vor allem des Abends vor dem Publikum.
Was aber geschieht, wenn einer oder eine der drei krank wird oder, wie in Rostock geschehen, eine Verletzung erleidet? Da mußten die beiden anderen sich für ein paar Wochen eine andere Arbeit suchen, auf der Post und in einem Büro. Um gegen solche Unfälle besser gewappnet zu sein, wollen die Schwestern jetzt näher mit der Schreibmaschine, der Stenografie und den Fremdsprachen Bekanntschaft schließen, und aus dem gleichen Grunde proben sie auch, um eines Tages vielleicht auch in Einzeldarbietungen auftreten zu können.
Trotzdem – auch wenn nicht jeden Tag Rosen in die Arena geworfen werden, wie bei einer Gastrolle in Ungarn, die drei sind lebenslustig und optimistisch.
Ihre augenblicklich größte Freude ist ihre nächste Auslandstournee, die sie bis auf die untere Weltkugel, u. a. nach Indonesien, Kambodscha, Ceylon und Indien, führen wird. —th





Ein Autogramm bitte!

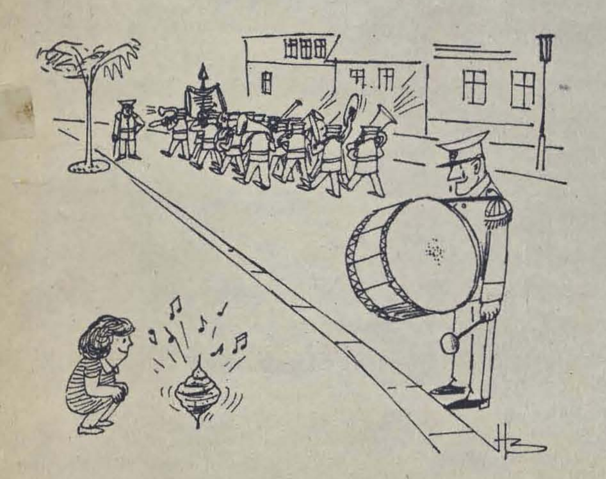








fragt Henry Büttner





Index 31 036

